Schleswig-Holstein im Jahre 1850.

Zweiter Theil.

Schleswig-Holstein

im Jahre 1850.

Ein Tagebuch

von

J. Venedey.

Zweiter Theil.

Leipzig:

Avenarius & Mendelssohn.

1851.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

XVI. Der Entschluß Rendsburg zu verlassen — aufgeschoben. — Festungsscenen. — Keine Schlacht. — Deutsches Glück. — Ein abgewiesener Demokrat. — Die Statthalterschaft in Rendsburg. — Herr Schow über das Heer. — Die Schatten der nordischen Tugenden 1

XVII. Ein Besuch bei Beseler. — Eine Predigt für Soldaten. — Der Artikel der Reform auf das Hauptquartier. — Ob freiwilliger Jäger oder nicht. — Ein Abschiedsbesuch auf Vorposten. — Eine Anekdote... 18

XVIII. Do-Nothing-Politik. — Dr. Heller und die „Deutsche Reform". — Kein Vertrauen in sich selbst. — Ein paar kleine Verläumdungen. — Ein Aufruf des Kriegsministers und dessen Niederschlag.... 39

XIX. Die Landesversammlung in Kiel. — Die russische Flotte — und die Russenfurcht.......... 55

XX. Eröffnung der Landesversammlung. — Ein Omen. — Die Eröffnungsrede des Pastor Wolf. — Die russische Inschrift über der Thüre zum Sitzungssaale. — Reventlou's Thronrede. — Bargum's Rede. — Club der Linken.......... 79

XXI. Wyneken entlassen. — „Mephistopheles" für Wrangel. — Die Leichenvögel und Aufräumer der Zeit. — Der Angriff auf Missunde. — Brief an Beseler.......... 95

XXII. Der Angriff auf Friedrichstadt. — Der Aufruf der Landesversammlung ans deutsche Volk. — Ein Aufruf an die deutschen Frauen und Mädchen. — Willisen's Armeebericht über den Sturm auf Friedrichstadt... 115

XXIII. Abgewiesene Angriffe gegen Willisen in der demokratischen Presse. — Hilf dir selbst. — Brief an Beseler. — Vollkommener Sieg der Reaction und seine Folgen. — Die Gothaner und das Säbelregiment. — Beseler's Antwort.......... 133

XXIV. Der Aufruf der Frauen von St.-Annen..... 153

Seite

XXV. Die dänische Presse über Preußen und Deutschland. — Demokratisch-deutsch-dänische Michelei. — Oesterreichische Executionstruppen. — Aufruf an die Deutschen in Oesterreich. — Die „Kölnische Zeitung“. — Herr Balemann und der Aufruf der St.-Anner Frauen. — Ein Aufruf der schleswigschen Flüchtlinge und — der Herzog von Augustenburg....... 164

XXVI. Krieg oder Friede in Deutschland und zwischen deutschen Völkern? — Demokratisches Haarspalten. — Noch einmal die St.-Anner Frauen. — Die deutschen Russen................ 184

XXVII. Frauenemancipation und emancipirte Frauen in Hamburg. — Heimat. — Vaterland. — Jung's Geschichte der Frauen........................ 200

XXVIII. Antwort der Statthalterschaft auf das Schreiben des Grafen Thun vom 30. October 1850. — Lanzknecht und nicht Landsknecht. — Von der Tann. — Gothanischer Stil. — Das Heer im Reinen über Willisen. — Herr von Radowitz und die Statthalterschaft. — Die kieler Demokraten enthalten sich der Wahl zum Stadtrathe. — Die Schande fällt nur auf Deutschland im Munde eines Deutschen. — Herr von Schleiden in Hannover nicht officiell empfangen. — Eine Landstandsteuer von Herrn Francke vorgeschlagen. 225

XXIX. Willisen's Austritt. — Proclamationen. — Die Preußen aus dem Heere abberufen. — Stimmung im Heere. — Schlosser's Achtzehntes Jahrhundert. — Interpellation über Willisen's Austritt aus dem Heere. 255

XXX. Die „Deutsche Reform“ und die Entwaffnung des schleswig-holsteinischen Heeres. — Ein Christfest. — Ein halbes Jahrhundert. — Der Anfang des Endes................................. 271

Schlußwort 281

XVI.

Der Entschluß Rendsburg zu verlassen — aufgeschoben. — Festungsscenen. — Keine Schlacht. — Deutsches Glück. — Ein abgewiesener Demokrat. — Die Statthalterschaft in Rendsburg. — Herr Schow über das Heer. — Die Schatten der nordischen Tugenden.

Rendsburg, den 8. August.

Ich fühlte mich so unbehaglich wie möglich in Rendsburg; ich hatte gar kein Vertrauen mehr in den Geist und das Können unserer Führung; ich war auf neue „unaufgeklärte Umstände", durch Agenten zweiten Ranges veranlaßt, für jede Schlacht gefaßt; ich konnte den Eindruck, daß Verrath das gestrige Unglück veranlaßt habe, nicht wieder los werden; ich war fest überzeugt, daß wir bei jedem ernsten Zusammenstoße mit dem Feinde den Kürzern ziehen würden; ich sah im Geiste ähnliche Scenen wie in Schleswig und mich in sie wieder mit hineingerissen; ich hielt nach einer verlorenen Schlacht die Einschließung Rendsburgs für wahrscheinlich und bevorstehend. Ich hatte hier nichts zu thun, ich konnte hier nichts nutzen, eher schaden als nutzen. — Es war ja auch immer möglich, daß

ich mich täuschte, und selbst wenn ich mich nicht täuschte, so war es verkehrt, den Zweifel auszusprechen, solange ich dadurch Nichts bessere, und höchstens das Vertrauen der Soldaten, die ja bei Idstedt trotz aller Fehler und „unaufgeklärten Umstände“ Wunderwerke der Tapferkeit gethan und um ein Haar bei Oberstolk die Schlacht gewonnen hätten, wankend mache, und so auch ihre Standtapferkeit lähme. Es ist mir selten möglich, mein Gefühl, wo es sich um das Heiligste handelt und dann mein ganzes Wesen unter dem Eindrucke dieses Bewußtseins steht, lange zu verschweigen: hier am Orte zu sprechen aber war verkehrt. —

Das Alles kam zusammen, um den Entschluß Rendsburg zu verlassen, in mir zur Reife zu bringen. Als ich meine Wirthschaftrechnung forderte, war Dr. X. gegenwärtig; er hörte, daß ich abreisen wolle, und frug, mit einem so häßlichen Lächeln: „Sie wollen abreisen?“ daß ich in diesem Lächeln klar ausgesprochen las: „Der läuft weg, der hat Angst vor der Schlacht und gibt Fersengeld!“ —

„Du irrst“, sagte ich stille in mir selbst und war augenblicklich entschlossen, hier wenigstens noch so lange zu bleiben, bis ich fortgehen könne, ohne Jemandem ein Recht zu einem derartigen Hohnlächeln zu geben. Es läge mir wenig daran, ob mich Jemand für feige oder für tapfer hielte; ich weiß, daß wenn ein Hund neben mir unversehens bellt, meine Nerven zusammen-

fahren; aber ich weiß auch, daß wenn es meine Pflicht geböte, ruhig in eine Bresche hineinzutreten, ich meinen Nerven Stillschweigen gebieten und dem Pflichtrufe gehorchen würde. Es gab eine Zeit, wo Kampf eine Art Wollust für mich war, und ich denke fast, sie könnte noch wiederkommen. Und grade deswegen trete ich ruhig der Gefahr aus dem Wege, wo ihr zu trotzen mir und der Sache, der ich diene, nicht nutzen kann. Die französische „bravour", dieser „Trotzmuth" ist gut, und ich wollte wir hätten zu dieser Zeit davon mehr; aber es würde doch nicht gewinnen heißen, wenn wir ihn gegen unsern deutschen einfachen „Muth", wenn wir die französische Poesie der Kampflust gegen unsere deutsche Prosa der Kampfpflicht eintauschen müßten.

Wenn es mir daher ziemlich gleichgültig wäre, ob Jemand mich persönlich für tapfer oder für feige hielte, so gestaltet sich dies anders, sobald, was Jemand über mich persönlich denkt, der Sache, der ich diene, nutzen oder schaden könnte. Ich war nach Schleswig-Holstein gegangen, nicht in einer persönlichen Absicht, und ich stand hier nicht in einer persönlichen Stellung. Das „Lächeln", das mich augenblicklich hier wieder festbannte, würde auf die Sache, die Partei, die Demokratie, das Volk in Deutschland, denen zu Lieb ich hier war, mit übergespielt haben. — „Das fehlte noch!" —

Es hatte sich bald gezeigt, daß die Dänen heute nicht ernstlich angreifen wollten. Es war nur eine starke Recognoscirung, und als sie auf unsere Stellung stieß und uns kampfbereit und kampflustig fand, waren die Dänen bald wieder zurückgegangen. Die gestrige Explosion war wol die Ursache dieser Recognoscirung; das Ereigniß war von Rendsburg bis Schleswig wahrscheinlich ins Unendliche gewachsen; und daher mochte es kommen, daß die dänischen Führer sehen wollten, was Wahres daran und ob wir noch widerstandsfähig seien.

Alle Welt in Rendsburg aber war überzeugt, daß die heutige Recognoscirung, wie die des 24. Juli, nur der Vorbote einer großen Schlacht für morgen sei. Im Hauptquartier theilte man diese Ansicht vollkommen und traf ihr zufolge alle Anstalten.

Ich hatte bis jetzt nur meinen polizeilichen Passirschein. Für die morgige Schlacht aber wollte ich nicht blos in der Stadt „circuliren" können, sondern die Schlacht aus der Nähe, und näher als bei Idstedt, mit ansehen. Ich fürchte fast, das Lächeln des Dr. X. war daran doch etwas mit schuld. So ging ich zu Raumer, und bat ihn um eine Karte, die mir im Lager bis zu den Vorposten als Legitimation dienen könne. Er sagte mir sie zu, und ich sollte sie noch Abends gegen zehn Uhr holen.

Gegenüber der Hauptquartierwohnung ist eine Weinhandlung, vor deren Thür man den ganzen großen

Platz übersieht. Hier verlebten viele von uns alle Tage ein paar Stunden. Und das Schauspiel hier war lebendig genug. Als ich dort saß und die Gedanken sich auf dem weiten Platze ergehen ließ, kam eben der Generalstab, Willisen an der Spitze, angeritten. Hinter Willisen waren von der Tann und andere Stabsoffiziere, und hinter diesen die kleine Dragonerescorte mit der Standarte des Stabes. Als sie unter einer Laterne hinritten, verwickelte sich die Spitze der Standarte in den Strick, wurde dem Träger aus der Hand gerissen und fiel in den Koth. Ein Bürger, der eben vorüber ging, hob sie wieder auf und gab sie dem Dragoner zurück.

Es bedurfte dieses malum omen nicht für mich, um meine Hoffnungen für morgen zu schwächen.

Von der andern Seite kam eben eine Schar von Freiwilligen an. Sie sahen gut aus. Man zeigte mir ein paar Oesterreicher unter ihnen, die Offiziere bei den Honveds gewesen und nur als Gemeine bei uns angenommen worden waren. Jeder preußische Port'épéefähnrich, der eben sein Examen gemacht, jeder preußische und deutsche halbinvalide Friedenssoldat, den man anderswo gerne gehen ließ, waren willkommen und wurden avancirt. Die österreichischen Honvedoffiziere, die den Krieg kannten, mußten ihre Herkunft, ihre Freiheitsliebe, ihre Kriegsthaten verleugnen, um nur als gemeine Soldaten oder Unteroffiziere zugelassen zu werden.

Diesen Freiwilligen folgte eine Compagnie Soldaten, die nach der Altstadt und wol durch die Altstadt ins Feld zog. Hinter der Compagnie her trugen zwei Soldaten die auf zwei blutrothe Stangen aufgewickelten Tuchtragbahren. Ich frug: „Was sind das für Dinger?" Und hörte dann, daß die Verwundeten und Todten auf ihnen aus der Schlacht getragen würden. Es ist, als ob wir uns, so oft wir in Geschäften ausgehen, von Bedienten unsern Sarg nachtragen lassen wollten. Die Soldaten sahen lustig aus, zogen plaudernd und scherzend vorüber; die Bahrträger sprachen auch lachend miteinander, während sie dies leinene Todtenbett für sich und die Ihrigen auf ihren Schultern trugen.

Das Soldatenwesen im Frieden ist häßlich; der Cadeten- und Junkerton der Offiziere oft ganz unleidlich; diese luftige, leichte Keckheit ist nicht selten ein Hohn alles Ernstes. Aber hier im Lager, am Vorabende einer Schlacht, lernt man gegen alle diese Soldatenuntugenden tolerant werden. „Laß sie spielen, laß sie Fensterparade machen — morgen trägt man sie ja doch auf dieser blutrothen Leichenbahre aus der Schlacht ins Lazareth oder ins Grab." Dieses leichte, luftige, spielende Wesen erhält einen wahrhaft schwermüthigen und veredelnden Beigeschmack, wenn es dem Schlachtentode gegenüber zur Verachtung der Gefahr zu werden scheint und oft wird. Ich habe hier im Lager den jüngsten und windigsten Springinsfeuer mit

ganz andern Augen angesehen als ich dies sonst für möglich gehalten hätte. —

Ein paar dänische Gefangene, die man jetzt einbrachte, zogen auch uns von unsern Plätzen ihnen näher. Sie hatten schleswig-holsteinische Tornister auf den Rücken. Einer unserer lustigen Burschen auf der Wache sagte: „Das nächste Mal suche ich mir auch so einen Dänen aus, der meinen Tornister drei Wochen tragen soll.“ Der Spaß war gut — der Ernst aber hieß: „Der, dessen Tornister Jener trägt, liegt bei Idstedt begraben oder sitzt in dänischen Schiffen gefangen.“

Und so hat jedes Wort, jeder Witz, jeder Spaß, jede Neckerei an einem Tage vor der Schlacht einen ganz andern Kern; und deswegen machen sie einen ganz andern Eindruck. Alles war heute höher gesinnt, Jeder fühlte sich gehoben, der Tag der Entscheidung sollte ja morgen von neuem anbrechen.

„Wir wagen's gerne!“ stand auf dem offenen, humorlächelnden Gesichte fast jedes Soldaten geschrieben. — Es ist ein Kernvolk.

Den 9. August.

Als ich gestern Abend meine Karte, um die Posten zu passiren, holen wollte, war dieselbe nicht ausgefertigt. Raumer versprach, daß er sie seinem Burschen geben wolle und ich sie heute Morgen, so früh ich wolle, abnehmen könne. Ich ging daher nach fünf Uhr aufs Hauptquartier.

Alle Straßen waren leer und ausgestorben; alles Militair war in der Nacht ausgezogen. Nur meinen Freund, Pastor Balemann, fand ich in der Allee vor dem Holsteinischen Thore, wo er seine Predigt für morgen überdachte. „Das Ewige im Wechsel ist die Wochenpredigt", sagte ich ihm zum Morgengruße. Im Hauptquartier herrschte dieselbe Ruhe und Stille wie auf den Straßen, doch sah ich bald die kleine Dragonerescorte mit der Stabsstandarte und schloß daraus, daß der General noch nicht hinausgezogen sei. Raumer schlief noch, die Karte war nicht ausgefertigt.

Ich ging wieder nach Hause und fand hier zwei Offiziere, die ich schon länger kannte, beim Frühstücke. Sie waren gestern mit im Felde gewesen, und wie ich sie früher klagen hörte, daß die Abtheilung, bei der sie standen, in Idstedt keine Befehle erhalten, keinen „Stäbler" zu Gesicht bekommen hätte, so behaupteten sie heute, daß sie gestern wieder auf einen derartig verlorenen Posten gestanden und den ganzen Tag über keine Befehle erhalten hätten.

Ich habe nicht Lust, ins Einzelne hier einzugehen, weil ich sonst die beiden tapfern Soldaten, wofür sie gelten, und wofür schon der Umstand zeugt, daß sie Beide ihre Grade in den schleswig-holsteinischen Schlachten gewonnen hatten — näher bezeichnen würde, was ich hier nicht will.

Endlich schickte mir Raumer die Karte, und ich machte mich auf und war sehr bald auf dem Wege

nach der Schlacht, die wir erwarteten. Am Thore sprach ich noch einen Offizier und hörte hier von zwei belgischen Offizieren reden, die man gestern als Spione verhaftet habe. „Er wird ihnen einen Zwangpaß nach Altona geben; er wird sie weiter befördern", sagte in etwas höhnischem Tone ein Jägerhauptmann, der bei uns stand. Ich verbesserte: „Er sollte sie nicht weiter, sondern höher hinauf befördern, wenn sie wirklich Spione sind; denn Besseres gebührt einem Spion nicht."

Es war das erstemal, daß ich auf der Nordseite aus Rendsburg herauskam, denn hier konnte man nur auf besondere Erlaubniß der Militairbehörden passiren. Ich kam bald an den neuen Festungswerken und Forts vorbei. Das Alles scheint wirklich sehr fest zu sein und hat das Ansehen, als ob hier mancher Däne sich die Zähne ausbeißen könnte.

Gleich hinter dem letzten Fort auf dem Wege nach Schleswig war ein Lager aufgeschlagen, ein Infanteriebataillon, eine Jägerabtheilung und Artillerie. Das nächste Lage fand ich in Ahrenstedt, eine Stunde weiter, wieder Infanterie, Jäger, Artillerie und auch Dragoner. Hier bereiteten die Soldaten eben ihr Mittagmahl; im „Krug" saßen die Offiziere in bunter Reihe und ließen sich Beefsteak mit Kartoffeln wohlschmecken. Ueberall saß schleswig-holsteinischer Humor mit zu Tisch. Umsonst ist Eulenspiegel nicht in diesem Lande geboren.

Es war ein schöner, heller Sonnentag. Man würde Kanonen viele Meilen weit gehört, den Dampf Meilen weit gesehen haben. Aber es herrschte rings- um die tiefste Ruhe und Stille in der Natur. — In Ahrenstedt hörte ich, daß die Dänen „verschwunden" seien, und während ich grade dort war, kam die Nach- richt, daß unsere Leute sich zum Aufbruche nach Rends- burg bereit halten sollten. Ich selbst trat dann bald auch meinen Rückzug an; denn ich hatte nun hier nichts mehr zu suchen.

Matt und müde ruhte ich halben Wegs zwischen Ahrenstedt und Rendsburg eine Weile auf einem Stein- haufen an der Chaussee aus. Ich werde es nicht nach- erzählen, nicht Jedem wenigstens, was mir Alles hier durch den Kopf gelaufen. Eine Frage an die Ver- gangenheit, eine Frage an die Zukunft meines Lebens drängte sich aus meinem Innern mir auf. Wozu würde es nutzen, wenn ich die Antwort mittheilte?

Hier aber reifte nun vollkommen der Entschluß in mir, Rendsburg bald, sobald als es möglich, ohne ei- nem ähnlichen Lächeln wie gestern auch nur eine Schein- berechtigung zu geben, zu verlassen. Ich war hier über- flüssig, ich konnte hier mit meinen Zweifeln nur stören. Entweder mußte ich schweigend gehorchen, oder — mei- nes Weges gehen, der mit seinem ersten Schritte aus dem Hauptquartier hinausführen mußte. Hier wieder, wie schon oft und wie noch oft, drängte sich mir der Gedanke auf: „Werde freiwilliger, gemeiner Soldat." —

Aber ich war dazu verdorben; das rüde und strenge Lager= und Bivouacleben eines gemeinen Soldaten würde mir wahrscheinlich nutzlos sehr bald den Garaus gemacht haben; nur zum Schein gemeiner Soldat zu werden und dann mich bei Seite zu stellen, wo's galt, Sturm und Wetter, Strapazen und Unbehaglichkeit, wie jeder andere gemeine Soldat zu ertragen, erschien mir wie eine Paradelüge. Dann aber habe ich nicht einen Augenblick das Vertrauen verloren, daß meine Feder, mein Wort der Sache trotz Allem doch noch immer mehr nützen konnten als meine Büchse und ihre Kugeln. Als ein reines Opfer, um des Beispiels willen, mein Leben in die Schanze zu werfen — wäre mehr als Donquixotismus gewesen, solange nur noch eine andere Art übrig blieb, mich zu bethätigen.

Und so blieb es fest, daß ich Rendsburg bald, sobald es klar geworden, daß wir nicht in den nächsten Tagen einer Schlacht entgegengingen, verlassen würde.

Rendsburg, den 10. August.

Was nicht all für Glück in dem vorgestrigen Ereignisse über uns gekommen ist. Man kann gar nicht von der Explosion sprechen hören, ohne einem neuen Glücke zu begegnen, das in ihr verborgen lag. „Was war es nicht für ein gar großes Glück, daß der Pulverthurm diesseits des Walles nicht auch in Brand gerathen, denn das würde die ganze Stadt in die Luft

gesprengt haben!" — „Was für ein Glück war es nicht, daß nicht der strengste Sturm und Wurf aufs Hauptquartier zu gegangen, sonst hätten Willisen, von der Tann, von Wyneken zerschmettert werden müssen!" — „Was war es nicht für ein Glück, daß die Explosion nicht bei Nacht stattgefunden hat, denn das würde zu der grausigsten Verwirrung geführt haben!" — Und so weiter im Texte.

Das beste Glück bei der Geschichte erzählte heute Jemand bei Tisch. Er meinte, für eine halb belagerte Stadt sei es doch gut, etwas an Zerstörung gewöhnt zu sein; wenn dann die Stadt nächstens bombardirt werde, so würde sie sich viel besser darein finden. — Und das war Alles purer Ernst und kein Humor; mir wurde am Ende unheimlich vor all dem Glücke, denn diese Auffassungsweise war mir in diesem Umfange nur in Irland vorgekommen.

In der That war aber das Ereigniß doch für manche Rendsburger ein Glück, ja sogar eine kleine Geldgrube geworden. Ich habe schon einmal Gelegenheit gehabt, davon zu sprechen, daß Schleswig-Holstein nach seiner Revolution wahrhaft stillegestanden habe. In Rendsburg galt Zunftzwang. Wir lebten unter freiem Himmel; wenn es geregnet hätte, hätte es uns ins Bett, in die Suppe und in den Wein hineingeregnet. Da war der Nothschrei nach Hülfe groß, und bald kamen auch Glaser und Dachdecker aus Altona an. Sie mußten aber unverrichteter Dinge wieder fort-

gehen, weil die Herren von der Zunft zu Rendsburg ihre Rechte hatten, und das Recht gegenwärtig darin bestand, uns zu zwingen, unter freiem Himmel zu wohnen, bis sie Zeit fanden, unsere Scheiben und unsere Dächer zu machen.

Ein Herr von der Zunft, und zwar ein kleiner Buckel von der Schneiderzunft, hätte aber fast ein Unglück gehabt. Er schnitt sich grade die Hühneraugen bei einem Fußbade, stürzte vor Schreck vom Schemel herab in die Badewanne und war in Gefahr, zugleich zu ertrinken und ins Messer hineinzufallen. Als er wieder zu sich gekommen war, rief er aus: „Nun habe ich doch fünf Jahre in unglücklicher Ehe mit meiner verstorbenen Luise, Gott halte sie selig, gelebt, aber so Etwas ist mir in der ganzen Zeit nicht vorgekommen!“

Den 11. August.

Als ich heute durch die Straße ging, sprach mich Jemand beim Namen an und behauptete, er kenne mich von Frankfurt her. Der Mensch war betrunken und sah wie die Liederlichkeit selbst aus. Er sagte, daß er als „zu demokratisch“ von der Einstellungscommission zurückgewiesen worden sei. Er zeigte mir ein mit zwei Siegeln und zwei Unterschriften versehenes Schreiben, wodurch er als zur magyarischen Emigration legitimirt wurde. Ich kannte diese Art Bettel-

briefe aus langjähriger Erfahrung. Er verlangte Geld zur Rückreise nach Hamburg, und ich muß gestehen — den Menschen würde ich ziemlich sicher ebenfalls nicht aufnehmen. Die Lumpokratie war hier gar zu klar ausgeprägt.

Den 13. August.

Die Statthalterschaft und das Ministerium nebst Anhang sind heute von Kiel nach Rendsburg übergesiedelt. Ob sie sich in Kiel nicht mehr ganz geheuer glaubten, oder ob sie auf diese Weise schon jetzt zeigen wollen, daß sie im Falle der Noth hier in der Festung mit den Letzten stehen und fallen wollen — ist die Frage. Ich wollte, daß diese Fragen stets beantwortet werden könnten. Es scheint mir, als ob in einem Kriege, wie diesem hier, das höchste Vertrauen herrschen und die alltägliche Wechselwirkung zwischen Regierung, Volk und Heer stattfinden sollte. Ich würde keine Gelegenheit vorübergehen lassen, auf den Geist Beider zu wirken, und nicht einen Schritt thun, von dem ich nicht offene Rechenschaft gäbe, und ganz besonders von solchen, die eine doppelte Deutung haben, zugleich wie vorsichtiges Zurückziehen bei drohender Gefahr und wie feste Entschlossenheit, den Kampf bis aufs Letzte zu wagen, aussehen und ausgelegt werden können.

Die Uebersiedelung der Regierung brachte neues Leben nach Rendsburg. In Müller's Hotel war heute

ein Zusammenfluß von Berühmtheiten, wie man sonst sie selten vereinigt findet. Für uns aber sei nur von Beseler und einer eiderstedtschen Deputation, die oben am Tische saßen, die Rede. Die Dänen hatten Friedrichstadt fast ohne Kampf genommen. An dem Tage selbst, an dem es genommen wurde, gingen mehrere Compagnien von Rendsburg zur Verstärkung nach Friedrichstadt ab. Es ist also nicht wahr, wenn man später sagte, daß man Friedrichstadt nicht habe halten wollen und können, um unser Heer nicht zu zersplittern. Friedrichstadt und die eiderstedtschen Marschländer sollen sehr leicht zu vertheidigen sein. Die eiderstedtsche Deputation soll nur ein paar Jägercompagnien, Waffen, und die Aufrufung des Landsturms von Regierungswegen verlangt haben, um dann dafür zu bürgen, daß kein Däne bis zu ihnen kommen werde. Ein alter Mann, der mit bei der Deputation heute an unserm Tische saß, war halb taub und sprach wie zu Tauben. Er sagte: „Wir müssen zur Mistgabel und zur Sense greifen, ehe es gehen wird, die Dänen wieder aus Schleswig hinauszutreiben!" Das ist es!

An diesem Abende traf ich mit Herrn Schow, Dr. X. und den Correspondenten der Daily News und der Times in Hilwers' Kaffeehaus zusammen. Es wurde von Diesem und Jenem gesprochen, und im Laufe der Unter-

haltung äußerte Herr Schow die Ansicht, daß die dänische Armee den Schleswig-Holsteinern in jeder Weise überlegen sei und bis zu 50000 Mann stark wäre. Er setzte hinzu, daß er seinerseits kein einziges schleswig-holsteinisches Bataillon noch für fähig hielte, eine Schanze zu erstürmen. Sie seien nur noch zum Schwärmen gut, und hinter dem Knick vorzüglich.

Wenn ich Aehnliches auch schon anderswo in Kreisen gehört, die der Regierung und dem Hauptquartier nahe standen, so waren mir diese Aeußerungen in ihrer Prosa dennoch fast zu rund. Ich bildete mir ein, daß Herr Schow ein Interesse habe, oder sich einen Spaß mache, die Engländer in Angst zu setzen. Später ist's mir fast so vorgekommen, als ob man vielleicht grade mich in Angst habe setzen wollen. Jedenfalls war das eine ganz eigenthümliche Art, als Civilcommissar der Armee sich auszusprechen, gegenüber von drei Leuten, die, wenn sie seinem Worte Glauben schenkten, seine Ansicht in den Hauptblättern Englands und Deutschlands aussprechen konnten.

Den 14. August.

„Jeder hat die Laster seiner Tugenden, und die Tugenden seiner Laster." Es ist gewiß verkehrt, daß die Statthalterschaft ihre Angelegenheiten mit einer solchen stoischen Indolenz betreibt; aber es ist immer noch möglich, daß am Ende bei dem gesunden und aus-

dauernden Kern dieses Volks ihre Art doch den Sieg davonträgt. Dann wollen wir sie rühmen und loben — wie verkehrt sie auch war. Dann will ich dies Tagebuch zu einem Freudenfeuerchen hergeben, denn dann straft die That mich Lügen, selbst wenn ich Recht gehabt und die Wahrheit auf den Kopf getroffen hätte.

Dieser Gedanke kam mir heute Morgen bei meinem Frühstücke im Aukrug. Der Hausknecht putzte Gläser, und ich bin sicher, daß er, um je eines rein zu waschen, grade so viel Zeit brauchte als ein Hausknecht am Rheine für ein ganzes Dutzend. Es war um dabei matt und müde — nur vom Zusehen — zu werden, wenn der riesenstarke Kerl wie einschlafend arbeitete. Aber am Ende waren die Gläser doch so krystallrein, wie sie vielleicht selten am Rheine sind.

Auf dem Rückwege sprach ich bei Raumer vor. Am Morgen hatte ich von mehrern demokratischen Freiwilligen, die man mit Zwangpaß weggewiesen, gehört, und man versicherte mich, daß sie nicht von der Race, die mir gestern begegnet, waren. Auch hatte ich den tauben Eiderstedter, der mit Mistgabeln und Sensen drauf wollte, noch nicht vergessen. So kam das Gespräch auf Volksbewaffnung, auf Landsturm. Aber ich erntete schlechten Dank und sah bald, daß mein gutgemeinter Rath eher verletze als sich geltend mache. Ich brach das Gespräch ab und ging wieder, woher ich gekommen war.

XVII.

Ein Besuch bei Beseler. — Eine Predigt für Soldaten. — Der Artikel der Reform auf das Hauptquartier. — Ob freiwilliger Jäger oder nicht. — Ein Abschiedsbesuch auf Vorposten. — Eine Anekdote.

Den 15. August.

Es drängte mich, vor meiner Abreise Beseler noch einmal zu sehen und zu sprechen, und ich besuchte ihn zu dem Ende heute Morgen. In seinem Vorzimmer klopfte ich mehrmal an zwei Thüren, die aus demselben in andere Zimmer führten. Aber es blieb Alles stille. Ein Bedienter zum Anmelden war nicht da. Ich lobte mir die bürgerlich republikanische Einfachheit der Regentschaft.

Auf einem kleinen Tische lag die „Deutsche Reform", Morgenausgabe vom 13. August; ich nahm sie zur Hand, und bald las ich einen Brief aus Rendsburg, in dem es hieß: „Seit der Schlacht bei Idstedt sind 700 Freiwillige aus dem übrigen Deutschland bei unserer Militaircommission in Altona enrollirt worden, worunter 160 Unteroffiziere. Wir

könnten Tausende haben, wenn nicht unsere Statthalterschaft mit ausdauernder, im Unglück doppelt löblicher Standhaftigkeit dabei verharrte, nur Leute von guter Conduite anzunehmen. Wir können zu Grunde gehen, aber Deutschland soll uns nicht den Vorwurf machen, als hätten wir eine gefährliche Armee zusammengebracht. So ist der bekannte Oberlieutenant Müller aus Sachsen, trotz allen dringenden Ansuchens, nicht aufgenommen worden, aus Rücksicht für die politische Reinheit unserer Armee, wie für das große Vaterland, als dessen Theil wir uns nie zu betrachten aufhören. Wollten wir das vergessen, wir könnten bald alle Drangsale eines so langen Krieges los werden."

Das war eine gesundene Einleitung zu Dem, was ich Beseler zu sagen hatte. Ich klopfte von neuem an der Hauptthüre, und als nicht geantwortet wurde, öffnete ich sie. Beseler lag im Fenster und rauchte sein Morgenpfeifchen. Nach den Begrüßungen gab ich ihm die Zeitung zu lesen, und als er fertig war, sagte ich: „Ich habe in den letzten Tagen eine geschichtliche Skizze der elenden Zeit gelesen, die der Reformation folgte, und in der sich in Deutschland Alles so zersplitterte, daß selbst dem äußern Feinde gegenüber man vor Allem frug, ob die Krieger und Offiziere katholisch oder protestantisch seien. Wenn Das wahr ist, was hier Jemand aus Rendsburg schreibt, der sich das Ansehen gibt, als sitze er selbst hier im Mittelpunkte der Dinge,

so ist jetzt die Frage, ob die Deutschen, die sich als Freiwillige zum Kampfe gegen den auswärtigen Feind melden, demokratisch oder nicht seien. Das wäre die alte Geschichte, wie in der elendesten Periode Deutschlands."

Beseler versicherte, daß die Statthalterschaft keinen Unterschied mache.

Ich erinnerte an Müller's Beispiel.

Beseler antwortete, daß die Statthalterschaft nichts gegen seine Aufnahme gehabt; aber daß man doch die Stimmung des Offiziercorps berücksichtigen müsse, da man sonst zwanzig Offiziere verlieren könne, wenn man Einen gewinnen wollte.

„Wohl — aber die Rücksicht ist doch nur einseitig", erwiderte ich. — „Müller und seines Gleichen stoßen an, aber die ausgesprochensten Reactionairs und Aristokraten werden rücksichtlos aufgenommen. Doch bin ich nicht gekommen, um heute mit Ihnen zu hadern oder gar Ihnen einen Rath geben zu wollen. Ich bin alt genug geworden, um zu wissen, daß den Menschen, mir wie Ihnen, nicht zu rathen ist, und daß, wer sich berufen glaubt, einen guten Rath zu ertheilen, meist schlechten Lohn dafür einerntet. Ich komme daher nur zu Ihnen, weil es mich drängt, mir Luft zu machen, mein Gewissen zu erleichtern. Erlauben Sie mir dies, und seien Sie mir nicht böse, wie ich Ihnen nicht böse bin, daß mir Ihr Empfehlungsbrief nach Schleswig und ins Hauptquartier Nichts genutzt hat."

Beseler frug lächelnd: „Wie so!“ und ich erzählte ihm mein kleines Abenteuer in der Art, daß er sehen mußte, wie ich darauf Nichts gab. Dann frug ich Beseler: „Man sagt, Sie unterhandelten wieder!“ Er antwortete rasch und sagte: „Sie können keck behaupten, daß das gelogen ist!“ — „Ich freue mich dieser Antwort; — aber wie kommt es dann, daß man es sagt, daß man es im Volke, im Heere, in Deutschland sagt?“ — „Was weiß ich, woher unsinnige Gerüchte kommen!“ — „Soll ich Ihnen zeigen, woher sie kommen?“ — „Woher denn?“ — „Daher, daß Sie Ihre Schiffe nicht verbrennen; daher, daß Sie sich immer noch eine Hinterthür bei dem «unfreien» König offen zu halten scheinen; daher, daß Sie sichtbar mehr auf die deutsche Diplomatie bauen als auf das deutsche Volk; — endlich daher, daß es immer noch so aussehen kann, als sei es Ihnen doch nicht recht Ernst.“ — „Ich dächte, eine Schlacht, wie die von Idstedt, wäre ernst genug!“ — „Sie war sicher ernst genug; aber doch nicht ernster als die bei Kolding, bei Fridericia und andere, und dennoch war's damals nur eine Art Scheinkrieg.“ — „Wir werden den Ernst schon zeigen und bewähren.“ — „Ich zweifle nicht an Ihrem persönlichen Ernst; aber Andere können immer noch zweifeln, und sie zweifeln. Ich versichere, daß Sie diesem Zweifel im Lande, im Heere und in Deutschland auf Schritt und Tritt begegnen. Und diese Zweifel sind vom Bösen, lähmen Ihre Freunde und stärken Ihre

Feinde. Wer sich an Ihre Seite stellt, setzt sein Letztes an Ihre Sache, und deswegen muß er herausfühlen, daß auch Sie das Letzte an das Letzte setzen. Sehen Sie, solange Dies nicht der Fall, wird das deutsche Volk nicht in der rechten Art für Sie und Ihre Sache in den Schuß kommen, und solange es nicht in Masse in den Schuß kommt, wird seine Hülfe naturgemäß nur Stückwerk sein. Warum rufen Sie nicht das ganze Volk in Ihrem eigenen Ländchen, den Landsturm zu den Waffen?"

„Wir hoffen wenig von einer solchen Maßregel; in militairischer Beziehung gar Nichts."

„In letzterer Beziehung ich auch nicht, oder doch nur wenig direct, mehr und sogar ziemlich viel indirect. Der Landsturm hat den Nutzen, daß er vorerst und vor Allem moralisch wirkt, und dann auch militairische Folgen hat. Die Dänen schicken jetzt sechs Husaren und einen Unteroffizier nach Husum und alle Beamten fliehen, und die Administration ist zerstört. Sie schicken jetzt drei Mann und einen Corporal, wenn sie eine ganze Heerde Ochsen zusammentreiben und Scheunen, Heu und Futter requiriren wollen. Ist's mit dem Landsturm Ernst, so müssen sie für jeden Wagen Heu und jeden Ochsen eine Compagnie ausschicken, das heißt: dann sind Requisitionen auf die Dauer unmöglich."

„Ich gebe zu, daß der Landsturm seine bedeutenden moralischen Folgen haben kann; aber schon die Ernte verhindert uns, daran jetzt zu denken."

„Das ist ein ganz guter Einwurf; aber wie wenn nun die Dänen die Ernte holen können, weil Sie jetzt nicht Alles an Alles setzen, wie sie sie ja schon in Schleswig weggenommen haben. Ich wiederhole, erst wenn man hier den vollen Ernst sieht, wenn Sie Ihre Schiffe verbrennen, können Sie ganz auf Deutschland rechnen. Ich höre oft den Vorwurf, ich ahne ihn noch öfter da, wo man ihn nicht ausspricht, daß das deutsche Volk nicht genug thue."

„Wir machen ihm diesen Vorwurf nicht, es geschieht sehr viel."

„Aber Andere machen ihm denselben. Warum thut Deutschland nicht mehr, warum kann es nicht mehr thun in diesem Augenblicke? Es soll kein Vorwurf für Sie sein, aber daran sind Ihr Bruder, Dahlmann, Waitz, Franke, Droysen vor Allem schuld; sie waren ja die Stammhalter der Partei, die Deutschland dahin gebracht hat, wo es jetzt steckt."

„Mit der Demokratie, mit Vogt und den Uebrigen war doch auch gewiß Nichts anzufangen."

„Zugegeben; und was dem Einen recht, ist dem Andern billig; und deswegen noch einmal, ich will hier Keinem einen Vorwurf machen, sondern nur erklären, wie es kommt, daß Deutschland heute nicht mehr thun kann, als es thut und die Hauptursache ist, daß es nicht mehr thun kann. Ich habe es für Pflicht gehalten, Ihnen dies sehr klar und offen zu sagen, denn ich denke, grade hieraus geht auch für Sie und Ihre

Glaubensgenossen hier im Lande die Pflicht hervor, nie und nimmer zu vergessen, daß grade daran, daß Deutschland heute nicht mehr thun kann als es thut, Schleswig-Holstein sehr viel schuld ist, und deswegen sich vor Allem zu hüten hat, dies vergessend im Unmuthe, sich von Deutschland abzuwenden. Ich hörte davon sprechen, daß Holstein sich am Ende mit Dänemark vereinigen und verständigen und Deutschland aufgeben könne, um Schleswig für sich zu retten. Das wäre Verrath am Vaterlande und würde sich auch in Holstein selbst rächen. — Sie vor Allem sind es dem deutschen Vaterlande schuldig, das Letzte an das Letzte zu setzen für Deutschland in Schleswig-Holstein. Ich wiederhole: zeigen Sie den ganzen, vollen Ernst, der keine Zweifel mehr zuläßt, und Deutschland wird schon kommen mit seiner Hülfe, in ganz anderm Umfange wie bis jetzt."

Wir wechselten noch Worte und Beseler sprach noch von der Schlacht von Custoza, die Willisen nächstens in Schleswig-Holstein wiederholen werde. Ich hatte davon schon ein paarmal reden gehört, und es kam mir nach und nach immer lächerlicher vor. — Ich ging übrigens erleichterten Gewissens von Beseler weg, wenn auch ziemlich überzeugt, daß ich, wie so oft schon in meinem Leben, tauben Ohren gepredigt hatte.

Ganz anders aber predigten die Herren Propst Burkhart und Pastor Petersen in der Kirche im

Neuwerke heute tauben Ohren. Ich sah nämlich, als ich Beseler's Wohnung verließ, ein Bataillon in die Kirche ziehen und ging mit hinein. Die ganze Kirche war von Soldaten besetzt, die Offiziere an der Spitze. Der Pastor Petersen hielt eine lange Rede über den Text: „Es herrscht kein Friede auf dieser Erde." Der Text war ganz gut gewählt; aber ich habe selten so leeres Stroh über den „Frieden im Herzen" — „den Frieden Gottes" — „den Frieden in Christo" dreschen gehört. — Man sagt hier oft, das Volk sei schwer zu begeistern. Ich glaube es, wenn man Alles thut, um es einzuschläfern. In dieser ganzen Predigt, die wol eine Stunde dauerte, und absichtlich stattfand, um die Soldaten auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten, kam auch nicht ein Fünkchen vor, das hätte zünden können. Und wenn die Soldaten irgend einen kurzen Sinn aus der langen Rede ziehen konnten, so würde es höchstens der gewesen sein, daß der Herr Pastor sie ermahne, ja recht sehr den „Frieden" zu lieben. Der Herr Pastor wurde aber auch sehr hart für sein geistloses Gesalbader gestraft, denn als er die Soldaten, die Alle das Abendmahl nehmen sollten, zur Buße mahnte, wollte er am Ende seiner Rede eine Art Coup hervorrufen und sagte: „Deswegen werdet Ihr mit einem lauten Ja antworten, wenn ich Euch feierlich frage: Nicht wahr, Ihr thut Buße für Eure Sünden?" — —

Es antwortete Niemand; der Versuch war voll-

kommen mislungen und der Prediger stand eine Weile ganz verdutzt da. Aber so ein Pastor kennt alle Gebote und somit auch das elfte. Er ließ sich nicht aus dem Texte bringen, sondern fuhr bald wieder fort und sagte: „Ich habe das Ja gehört, wenn auch nicht laut von allen Lippen, doch vernehmlich aus Aller Herzen." Und so war das Ding wieder in Ordnung.

Dann hielt noch der Propst Burkhard (oder Volkert, ich bin nicht ganz sicher) eine kleine Anrede vor dem Altar an die Communicanten. Es war lebendiger, es war mehr Pathos darin; aber keiner, der von innen herauskam, weder helle Begeisterung noch hingebender Glaubenseifer. Zuletzt kam der Gedanke: „Soldaten in Christo könnt Ihr ruhig sterben."

Nach der Communion wurde gesungen; ich hatte kein Textbuch; aber ich glaube das Lied hieß:

„Zieht, Ihr Krieger, zieht von dannen,
In die ruhigen Cabannen!"

Nichts! Nichts! — Kein Schwung, kein Enthusiasmus, kalte, todte und tödtende Formen in todter, kalter Hülle — leerer Phrasen! Das war wenigstens der Eindruck, den ich mit fortnahm, und ich würde die beiden Herren empfehlen, wenn man in Berlin oder sonst in Deutschland religiösen Schlaftrank braucht.

Ich glaube übrigens, daß die große Mehrzahl der Soldaten nicht verstand, was die Herren sagten, denn sie sprachen gut deutsch, und das ist die schwache Seite vieler schleswig-holsteinischen Bauernbursche. Die Herren

Prediger sollten entweder dem Schulmeister helfen die Kinder deutsch lehren, oder plattdeutsch predigen. Doch was geht mich das heute und hier an?

Aus der Kirche ging ich aufs Hauptquartier zu Raumer. Er stand in der Vorhalle mit Hauptmann Grunewald und einem Auditeur. Es war, als ich zu ihnen trat, die Rede von den Freiwilligen, und der Herr Auditeur frug eben: „Wie viele kommen denn täglich?“ Raumer antwortete: „Hundert bis hundertzwanzig!“ Der Auditeur erwiderte: „Hundert, das ist ja nicht des Redens werth, solange nicht Tausende kommen. Das «große» Deutschland hat also nicht mehr zu bieten?“ Dieser Zusatz sprach den Hohn aus, auf den ich oft gestoßen war, und den ich hier im Hauptquartier vollkommen unberechtigt fand. Ich konnte nicht anders, ich mußte antworten: „Das liegt nur an Ihnen, nur an der schleswig-holsteinischen Regierung.“ — „Wie so?“ — „Sie hätten mehr haben können, aber Sie haben nicht gewollt.“ — „Wir wollen kein Gesindel, keine Vagabunden!“ — „Ich auch nicht; aber davon ist nicht die Rede. Ich habe eben einen Artikel in einem deutschen Blatte gelesen, der, wie ich weiß — (denn ich wußte, daß dieser Artikel von Herrn Dr. Heller geschrieben war, und dieser seine Ansichten im Hauptquartier holte) — ziemlich direct aus dem Hauptquartier kommt, und in dem es heißt, daß «wir» kein

gefährliches Heer, sondern nur ein politisch reines haben wollten.“ Raumer widersprach, daß der Artikel aus dem Hauptquartier komme, und ich hatte nicht Lust darauf näher einzugehen. Er wiederholte zugleich: „daß nur Gesindel abgewiesen werde“. Ich deutete auf Müller hin, und Raumer gestand zu, daß man ihn den von früher im Heere vertretenen, „reactionairen schwarz-weißen Elementen“ habe opfern müssen. Hauptmann Grunewald setzte hinzu: „Es wäre klüger gewesen, das nicht zu thun.“ Ich erwiderte, daß dies und andere Opfer die Ursache sei, warum die kräftige Jugend, die demokratische Partei, nicht komme, und daß, wenn diese nicht käme, die Gothaner der Sache nicht viel nützen würden. — Es war sicher nicht meine Absicht, hier persönlich zu sein; Raumer aber muß dies geglaubt haben, denn er sagte mit Absicht, die sich im Tone selbst aussprach: „Ich sehe noch Niemand hier von der frankfurter Linken mit der Flinte auf dem Rücken.“ — „Wenn das mich treffen soll, so haben Sie doppelt Unrecht.“ — „Ich habe dabei an Sie nicht gedacht, denn Ihr Alter schützt Sie ja schon gegen diesen Vorwurf.“

Ich ließ es dabei. Aber ich denke mich nicht geirrt zu haben, und sah dann auch diese Vorwürfe gewissermaßen für gerechtfertigt an, da ich wirklich, wie die Sachen standen, im Hauptquartier als Malcontenter gar nicht mehr am Orte war, und somit fortgehen oder — meine Ueberzeugung oder besser deren Aeußerung gefangen geben mußte.

Der Auditeur wendete sich dann noch an mich und sagte: „Wir können nicht Alles aufnehmen; geheime Artikel beim letzten Frieden binden uns; was würde es uns nützen, wenn wir für 300 Demokraten, die wir gewönnen, 30,000 Feinde ins Land zögen.“ — Ich frug erstaunt: „Geheime Artikel?“ — „Ja, die Preußen eingegangen, die uns aber die Hände binden.“ — Ich stand ganz verdutzt da; und da unterdeß auch der Herzog von Augustenburg eingetreten war, so ging unsere kleine Gruppe auseinander.

Geheime Artikel — die Preußen eingegangen — und die uns die Hände binden! Es wäre doch wunderbar, wenn Preußen sich verbindlich gemacht hätte, uns anzugreifen, sobald unsere Bewegung einen demokratisch-revolutionairen Charakter erlangte, und die Statthalterschaft nun aus Angst vor diesen geheimen Artikeln sich in einer Verfassung hielte und halten ließe, die sie nothwendig schwächer als die Dänen dahinstellen muß.

Das wäre ein schönes Ergebniß doppelter Verranntheit: preußischer Angst vor Rußland und der Revolution und schleswig-holsteinischer Angst vor Preußen und der Demokratie; hier und dort vielleicht gemischt mit allerlei mehr oder weniger klarem Verrath am deutschen Volke und seiner Sache. Ich glaube fast, daß hier der Herr Auditeur einen Zipfel des Vorhanges, hinter dem der Untergang Schleswig-Holsteins bereitet wird, lüftete.

Noch einmal frug ich mich, als ich das Hauptquartier verlassen hatte, auf dem einsamen Wallspaziergange um die Stadt, ob ich nicht Freiwilliger werden solle? Mein „Alter" würde mich weniger schrecken; ich denke, wenn ein wenig Begeisterung dazu käme, würde ich wol so gut wie Andere einen Feldzug überstehen. Vor ein paar Jahren hat mich ja noch eine Fußreise durch Dick und Dünn von einem Ende der Pyrenäen zum andern vollkommen von allen Schriftsteller-Krankheiten, die mich zwickten und zwackten, für Jahre geheilt. Aber ich hatte andere Gründe, die mich abhielten, den Schritt zu thun; ich würde, ohne Schwung, ohne Begeisterung um mich und über mir, mich selbst aufgerieben haben, und solange nicht der Sturmruf durchs ganze Land geht, der Sturmruf für Deutschlands Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, für Deutschlands Einheit und Größe, wie sie hier in Schleswig auf dem Spiele stehen — so lange ist das Wort noch immer nöthiger als das Schwert.

Ich schrieb zu Hause ein paar Zeilen an Raumer, die ich aber später nicht abschickte, weil ich im Augenblicke, wo ich sie abschreiben wollte, gestört wurde und ich mich andern Tags frug: „Wozu ist's nöthig?" — So behielt ich den Brief. Er zeigt aber die Stimmung, in der ich war, und da ich nun einmal mein Tagebuch schreibe, so mag das Briefproject hier folgen:

Lieber Raumer!

Sie haben Unrecht, daß Sie in unserm Zusammenstoßen so leicht persönlich werden, wenn es sich nur um die Sache handelt. Ich sehe aber aus Ihrer Gereiztheit, daß meine Einsprache nichts nutzt, vielleicht eher schadet. Ich hoffe, daß ich mich täusche, aber mir scheint es nach und nach immer mehr, als ob nicht der rechte Geist hier herrsche. Mit dieser Ansicht bin ich aber nicht länger mehr hier im Lager am rechten Orte; das keimt schon eine Weile in mir, und so werde ich bis auf bessere Zeiten, die ich für unsere Sache zu hoffen nicht aufgeben mag, an einem andern Orte in Holstein, wo ein Zweifel, der sich mir aufdrängt und den ich dann nicht immer meistern kann, weniger schadet als hier im Lager, vor wie nach, auf meine Weise für die Sache der Herzogthümer zu wirken suchen. Ich werde nach Deutschland hin das schmerzliche Gefühl unterdrücken, das mich in diesem Augenblicke beherrscht und handeln macht.

Ich danke Ihnen für die persönliche Freundschaft und Handleistungen, die Sie mir hier erwiesen haben, und hoffe, daß Sie mir dereinst Gelegenheit geben werden, Ihnen zu zeigen, wie sehr ich, trotz diesen Zwisten der letzten Tage, die aus einer verschiedenartigen Auffassung der Dinge hervorgehen, stets bin und sein werde

Rendsburg, 15. Aug. 1850. Ihr treuergebener

Venedey.

„P. S. Sollte ich Ihnen und nach Ihrer Ansicht unserer und Ihrer Sache einen Dienst leisten können, so gebieten Sie über mich. Meine Adresse ist 2c."

Rendsburg, den 16. August.

„Wollen Sie mit nach Duvenstedt hinausfahren?" frug mich Herr R. von Hannover, der seit ein paar Tagen hier war, um sich das Lagerleben anzusehen. Ich nahm die Einladung gerne an; es kam mir ganz wie gerufen, auf diese Weise meinen „Abschiedsbesuch" bei den letzten Vorposten machen zu können. Ein tönninger Advocat, der zu einem befreundeten Offizier wollte, war die Veranlassung zu unserm Ausfluge. Dieser erzählte uns unterwegs in Selbstironie über die Art seiner Landsleute eine Anekdote, die mir seit der Zeit oft durch den Kopf gegangen ist:

Ein hoher Herr hatte einen Holsteiner zum Bedienten und reiste mit ihm in Italien. Da kamen Räuber, fielen den Wagen an, geboten dem Kutscher zu halten, rissen den Herrn aus dem Wagen, mishandelten, knebelten und beraubten ihn. — Als sie mit ihm fertig sind, bemerkt einer der Banditen den Holsteiner hinten auf seinem Sitze, ruhig und gelassen der ganzen Scene zusehend. Der Bandit sagt ihm, er solle herabsteigen, und als er nicht gleich will, versetzt Jener ihm einen Stoß mit dem Kolben. Da steigt der Bediente ruhig vom Wagen, reißt dem Banditen die

Flinte mit Einem Ruck aus der Hand, haut ihn mit derselben nieder, zerschmettert noch einem andern, der zu Hülfe kommen will, den Hirnkasten und treibt die übrigen in die Flucht.

Dann ruft ihn sein Herr, er soll ihn losbinden; und nun fragt dieser ihn: „Aber, Kerl, wenn Du so stark und so tapfer bist, warum hast Du mir denn nicht gleich geholfen?" Der Holsteiner antwortete: „Sey hed my nichts gethon gehabt!" — Erst als sie ihm was gethan hatten, ging ihn die Sache an.

Wie gesagt, ich mußte oft an die Anekdote denken, und sie wurde mir ein Schlüssel zu manchem Räthsel, das ich früher nicht zu lösen wußte.

Die Veranlassung zur Erzählung gab die Bemerkung, daß es verkehrt von der Regierung sei, dem schleswig-holsteinischen Volke nicht geboten zu haben, den letzten Mann zu stellen. Auf ein solches Gebot würden Alle gekommen sein. „Denn das verlangt unser Volk, freiwillig thut es nicht gerne Etwas." Als die Dänen zum letztenmale Tönning verließen, war grade der Küster abwesend und so blieb der Danebrog auf dem Kirchthum. Da kam eine Schar Bauern und junger Burschen und verlangten stürmisch, daß der Danebrog vom Kirchthurme herabgenommen werde. Man sagte ihnen, der Küster ist nicht da, nehmt ihn selbst herab. Sie forderten den Schlüssel; aber dieser fand sich nicht. Was war zu machen? Sie zogen ruhig wieder ihres Weges, und die dänische Flagge wehte

den ganzen Tag in dem über seine Befreiung jubelnden Städtchen, bis spät Abends der Küster heimkam, den Schlüssel hatte, und die Fahne herabnahm. — „So sind unsere Leute, ruhig, redlich und ja nicht aus dem Fahrgleise heraus, wenn's nicht — geboten wird", setzte unser Gefährte hinzu.

In Duvenstedt zogen wir nähere Erkundigungen ein, und hörten, daß Herr Hauptmann W. bei Holzbunge stehe. In dem Bauernhause und „Kruge" zu Duvenstedt war Lagerleben. Mehrere Offiziere saßen in einer besondern Stube; im Wirthszimmer saß ein altes Mütterchen, sehr mürrischen Aussehens, und schälte Kartoffeln; zwei Dragoner spielten Karte, ein Dritter machte den Schenkburschen. Als wir unsere geringe Zehrung zahlen wollten, wollte die mürrische Alte nicht recht mit der Sprache heraus, und ich hörte dann, daß es hier zu Lande noch Brauch sei, nicht zu verkaufen, sondern Etwas zu schenken. Der alte, gastfreundliche Sinn bekundet sich noch in dieser Weise; — aber Eulenspiegel ist doch mit im Spiele, denn man „schenkt" mehr als man „zahlen" würde.

Nach einer ziemlich einsamen Fahrt in schöner, aber dennoch etwas eintöniger und öder Gegend kamen wir endlich an ein kleines Dörfchen, dessen Namen ich vergessen habe (Neu-Duvenstedt?). Aber es war reizend schön. An jedem Bauernhäuschen war ein Obst-, Gemüse- und Blumengarten, mit einer Hecke umzogen. In jeder Thüre standen heute bärtige Jäger; viele lagen auf dem grü-

nen Rasen im Schatten der üppigen Bäume, die hier überall an die Blätterwucht in England erinnern. Da wären Bilder in Menge für einen Maler zu holen gewesen.

Hinter diesem Dörfchen fanden wir sehr bald den Bistensee. Die Seen Holsteins sind meist wunderbar schön; stahlblau selbst bei wolkengrauem Himmel, leuchten sie an schönen Tagen wie helles blaues Krystall meist zwischen dem prachtvollsten Dunkelgrün der stolzen, schlanken Buche, die sich wohlgefällig in dem blauen Krystall zu spiegeln scheint. Als wir eben ganz nahe an den See heranfuhren, öffnete sich rechts neben uns eine kleine viereckige Wiese, nach drei Seiten von Buchenwald umgeben. Hier bildete eine Compagnie die letzte Feldwache. Unter den Bäumen lagen die Soldaten durcheinander; auf der Wiese standen die Gewehre in Büscheln zusammen, und auf den Bayonneten der Gewehre hingen die Helme. Viele Soldaten badeten spielend und jubelnd im See.

Jetzt mußten wir rechts ab vom Bistensee auf den Wittensee zu einbiegen. Wir waren nun im Bereich der letzten Vorposten, die wir auf den naheliegenden Hügeln oft wie im Schattenspiele gegen den blauen Himmel abstechen sahen. Hier war das Schlachtfeld des letzten Zusammenstoßes zwischen den Dänen und den Unserigen, nicht weit von der Stenter-Mühle. Als wir nun an ein Gehölz kamen, das sich links nach der dänischen Seite hin erstreckte und dessen Ende wir

nicht absehen konnten, wurde uns, oder wenigstens mir, denn die Andern verschwiegen ihr Gefühl, nicht ganz geheuer. Zufällig gefangen werden, müßte doch auch gar zu ärgerlich sein. Diese stille, einsame Fahrt, in der wir keinem Menschen begegneten, und nur von Zeit zu Zeit auf den fernen Hügeln zwei Vorposten-Schatten — ob befreundete oder feindliche? das war die Frage — sahen, dauerte wol eine halbe Stunde bis wir endlich Holzbunge erreichten und hier wieder schleswig-holsteinischen Soldaten begegneten, und sehr bald das Quartier des Oberstlieutenants B., der hier befehligte, erfrugen.

Wir fanden ihn in einem kleinen, niedlichen Häuschen, das zwei ältere Damen bewohnten. Sie waren ausgeflogen; aber Alles in ihren Zimmerchen, das alte kleine Klavier, ein verbrauchtes Klappult, die Bilder an den Wänden, die fahlen Stickereien — erinnerten an den trüben Frieden alter Jungfern. Der Gegensatz, den die bärtigen Soldaten, die jetzt hier hausten, bildeten, war so schlagend als möglich.

Wir wurden freundlichst aufgenommen. Soldatenwirthschaft bot uns Kaffee und Grog, und es schmeckte Alles gut. Ich ärgerte mich aber, daß wir keinen Champagner mitgebracht hatten und versprach dem Herrn Oberstlieutenant bei der nächsten Gelegenheit das Vergessen wieder gut zu machen. Ich gebe dies Versprechen hiermit schriftlich, und zwar als schuldigen Dank. Der ruhige, kräftige, unangegriffene Kampfesmuth,

der hier überall herrschte, that wol noch so manchen ganz entgegengesetzten Eindrücken aus Rendsburg.

Wir verließen aber dennoch bald den Herrn Oberstlieutenant, um den Hauptmann W. noch vor Abend zu besuchen. Er befehligte die letzte Feldwache am Wittensee. Als wir eben auf diesen zugingen, gab es rechts neben uns Rottenfeuer. „Da, nun geht's los", war unser Gedanke; aber die uns begleitenden Offiziere erklärten nun, daß nach jener Seite unsere Jäger ständen, die wahrscheinlich dort unten nur die alten Schüsse aus ihren Büchsen gejagt hatten.

Wir fanden unsern Mann ganz nahe am Wittensee in einem kleinen, runden Buchenhaine; nicht größer als daß man überall neben den schlanken Stämmen Feld, Gebirge und den Horizont durchschimmern sehen konnte. Es war ein ausgewähltes Plätzchen. Ganz nahe am See, mit einer Aussicht über alle Ufer desselben. Zwischen den Buchen waren Laubhütten aufgeschlagen, und unter diesen Laubhütten lagen die Offiziere und hielten eine kostbare Siesta. Man hat gar keine Ahnung, was für eine wohlthuende Ruhe, was für einen Gottesfrieden dies Bild hier mitten im Kriege, immer dem ersten Schusse ausgesetzt, bot. Nur wer ein solches Lager begreift, der begreift auch die Sehnsucht nach Krieg und Bivouac, die am Ende jedem ächten Soldaten nachschleicht, sobald er einmal von dieser wilden, süßen und doch so stark gewürzten Frucht genossen hat.

Der Hauptmann W. erschien mir wie ein wahres Soldatenbild; er ist ein Hercules mit dem ausgesprochensten Soldatenhumor. Alles um ihn herum war von demselben Geiste beseelt. Und ich fluchte von neuem in mir alle Kreuzdonnerwetter, die ich kenne, als auch hier der leidige Kaffee — die Stelle des Rheinweins und Champagners einnahm. — Man sprach hier ohne Absicht und ohne Renommage vom Kriege wie von einer Jagdpartie oder einer Partie Billard, und ich will wetten, daß die Leute, die hier zusammenlagen, das Spiel des Ernstes mit derselben Freudigkeit betrieben, wie sie hier davon sprachen.

Wozu weiter malen und schildern? Ich nahm das Bewußtsein mit zurück nach Rendsburg, daß ich mit diesem Heere bis ans Ende der Welt gehen wollte, und freue mich, dies Bewußtsein auch aus Rendsburg weiter hin mit fortnehmen zu können. — Komme — durch Geist- und Thatlosigkeit — unterhöhlt von Verrath — was da wolle, es soll mir Niemand streitig machen, daß ein solches Heer, auch nur halbwegs gut, nur à la Blücher keck vorwärts geführt, nicht überall, wo es hinkommt, Wunder der Tapferkeit thun wird.

Mit dem Gedanken will ich aus Rendsburg scheiden.

XVIII.

Do-Nothing-Politik. — Dr. Heller und die „Deutsche Reform". — Kein Vertrauen in sich selbst. — Ein paar kleine Verleumdungen. — Ein Aufruf des Kriegsministers und dessen Niederschlag.

Altona, den 17. August.

„Ueberläßt Du die Schleswig-Holsteiner nun definitiv ihrem Geschicke?" frug mich heute W., als ich ihm in Hamburg begegnete. Der Hohn und die Ironie lag nahe genug. Ich hatte mir selbst mehr denn einmal gesagt: „Und wenn du nun Unrecht hättest, und wenn nun dennoch dies Abwarten und Zusehen, dies Ausbeugen und Einlenken, diese Do-Nothing-Politik am Ende das klügste und beste Manoeuvre wäre? — Wenn du nur hierher gekommen wärest, um sie zu stören, ihnen hemmend in den Weg zu treten?" —

Diese Zweifel stürmten in meiner Seele. „Wer das Glück hätte, wie die Mehrzahl der Menschen, nur Eine Möglichkeit zu sehen, einseitig zu sein, durch geistige Scheulappen rechts und links verhindert zu werden, einen weitern Horizont zu überblicken!" Vielleicht ist Einseitigkeit eines der Haupterfordernisse zur Größe

eines Volks. Rom und England sind dafür fast Beweise. — Ueberdies aber ist es „unpraktisch", klarer sehen zu wollen, oder selbst klarer zu sehen als seine Gleichzeitler; es ist, wenn auch vielleicht ehrenhafter, doch sicher fast ebenso unglücklich für uns, „zu früh" zu kommen, als es für Andere ist, stets an dem „Zu spät" zu scheitern.

Die Möglichkeit, daß Beseler und Willisen am Ende doch Recht behalten könnten, obschon sie weder zu Anfang noch in der Mitte Recht gehabt hatten, schien mir in der Lage der Dinge in Deutschland für Schleswig-Holstein die einzige noch übrige Rettungshoffnung. Beseler, Reventlou und mit ihnen Willisen zu stürzen und zu ersetzen, daran war vorerst nicht zu denken. Man hätte sie durch Angriffe nur schwächen können, und sie waren ja schon schwach genug. Ich meinerseits kam also zu dem Entschlusse, von nun an auch einmal die Do-Nothing-Rolle zu übernehmen und über Schleswig-Holstein in der deutschen Presse, in der ich bis jetzt redlich mit agitirt hatte, vorerst und bis auf bessere oder andere Zeiten zu schweigen*).

*) In einem Artikel der „Norddeutschen freien Presse": „Die Diplomatie an der Eider", und in einem Briefe an die „Daily News" über die „Gothaische Halbheit" sprach ich mich mit soviel Schonung als möglich gegen die schleswig-holsteinische Regierung warnend aus, ehe ich mich zum Schweigen verdammte.

Altona, den 20. August.

Dr. Heller wurde in Rendsburg verhaftet, vor Gericht gestellt, verurtheilt und ausgewiesen. Derselbe Dr. Heller, der von der Redaction der „Deutschen Reform“ an Willisen empfohlen, von diesem persönlich an Raumer angewiesen wurde, und der dann wirklich alle Tage ein paarmal den Stoff zu seinen Berichten auf dem Hauptquartier holte.

Wir kennen schon einen Bericht des Herrn Dr. Heller; es ist jener, den ich bei Beseler fand, und in dem der Berichterstatter in einem Tone, als ob er mit über die Politik der Statthalterschaft entscheiden helfe, sagt: „Wir wollen kein gefährliches, sondern ein politisch reines Heer, und deswegen haben wir Tausende von Freiwilligen aus Deutschland von der Hand gewiesen.“ Ich hielt damals gleich diesen Artikel entweder für stockdumm oder grundschlecht. Er konnte schwer eine andere Absicht und sicher keine andere Folge haben, als die Hauptzuflußquelle für das schleswig-holsteinische Heer noch mehr zu verstopfen. Ich hörte zwar, daß man zur Entschuldigung sagte, der Artikel habe die Absicht gehabt, der preußischen Regierung, dem preußischen Hofe und Cabinet die schleswig-holsteinische Regierung recht ans Herz zu legen, indem man zeige, daß man um der „Ordnung“ willen, die man den Fürsten in Deutschland ungetrübt erhalten helfen wolle, selbst die eigene Existenz aufs Spiel setze. Wenn diese Absicht vorhanden war — nun so ruft hier abermals Belyn,

der Schöps, die Wölfe zu seiner Vertheidigung auf. — Dieser erste Artikel Dr. Heller's hätte genügen sollen, Herrn Heller wenigstens die Thüren des Hauptquartiers zu schließen; wenn man dort überhaupt ein lebendiges Gefühl der Lage der Dinge und ihrer nothwendigen Forderungen gehabt hätte. Ja uns erschienen die nachfolgenden Artikel viel weniger gefährlich und nachtheilig als dieser erste, denn die folgenden sprachen nur Ansichten aus, die man alle Tage widerlegen, thatsächlich verbessern konnte, während jener eine Verfahrungsweise und eine Grundansicht enthielt, die unserer Armee den naturgemäßen und auch den einzigen größern Zufluß abschnitt.

Der zweite Artikel Herrn Heller's hieß:

„Rendsburg, 14. August. Ich glaube, es geht hier auf die Neige. Man spricht von Unterhandlungen; aber auf welcher Basis könnten diese angeknüpft werden? Wenn es wahr ist, daß Rußland und England diplomatisch interveniren, so wird es wol geschehen, um den Krieg im Status quo zu beendigen, und Schleswig wäre dann verloren. Und wird der Krieg fortgeführt, so ist Schleswig gleichfalls verloren; wir haben nicht die Macht, den weitüberlegenen Dänen aus seinen allerwärts angelegten Verschanzungen zu werfen. Gebe man sich doch in dieser Beziehung in Deutschland keiner Täuschung hin! Was noch mehr, wir sind nicht im Stande, den Dänen zu hindern, bei Friedrichstadt über

die Eider zu gehen und Streifcolonnen nach Holstein zu werfen, die das Land brandschatzen und in Schrecken setzen können. Kiel kann der Däne jede Stunde besetzen, ohne daß wir es zu hindern vermögen. Betrachten Sie diese Angaben als eine Mittheilung von Personen, die unsere Verhältnisse genau kennen; es wäre freventlich und gefährlich, Deutschland länger in Unwissenheit über unsere Lage zu erhalten. Wir sind keine Freibeuter und verzweifelte Menschen, daß wir uns aufs Gerathewohl gegen die Dänen stürzen sollten. Es wäre gewissenlos, soviele Menschenleben und vielleicht das noch von fremden Tyrannen unbetretene Holstein auf einen Glücksfall zu setzen. Auch wird unsere Armee nicht von Pessimisten geführt, welche das weitere Vaterland in Verwickelungen und gewaltsame Krisen stürzen möchten mit dem Rufe: vogue la galère. Wir sind redliche Patrioten und werden aushalten in unserer Position, um Holstein zu erhalten und die deutsche Ehre zu wahren. Mit unserm Fall würde sich Deutschland ein unverwischbares Brandmal aufdrücken. — Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das Fort Delins im innern Hafen von Kiel schon vor acht Tagen darum desarmirt worden, weil es den Dänen in die Hände fallen könnte, falls diese von Eckernförde her eine Streifcolonne über den Eiderkanal geschickt hätten. Dieses kleine Fort ist nämlich von der Landseite ganz blosgegeben, seine frühern zehn Sechszigpfünder waren

nur gegen das Wasser hin zu gebrauchen, von der Höhe Bellevue hätte ein heranstürzender Feind jeden Artilleristen in dem Fort wie einen Sperling wegschießen können."

Der Artikel machte das größte Aufsehen in Deutschland selbst, wie in Schleswig-Holstein und insbesondere in Rendsburg. Die Redaction der „Deutschen Reform" fühlte sich veranlaßt, am Tage nachdem jener Artikel erschienen war (17. August), nachträglich zu erklären, daß ihr Correspondent „vorzugsweise in der Lage sei, über die Stimmung im Hauptquartier selbst zu berichten."

Je länger und je ruhiger ich über diese ganze Geschichte nachgedacht habe, desto klarer ist mir geworden, daß Herr Dr. Heller wirklich im Wesentlichen Nichts Anderes gethan hat, als die Stimmung, die in einem Theile, und zwar dem tonangebenden, des Hauptquartiers herrschte, darzustellen. Ich hörte Aehnliches aussprechen, ich habe Schlimmeres zur Zeit angeführt. Ein großer Theil der „leitenden" Personagen in der Regierung und im Hauptquartier dachten vollkommen so, wie Herr Dr. Heller berichtete. Sie glaubten Alles gethan zu haben, wenn sie sich in Rendsburg hielten; sie verzweifelten, allein die Dänen je wieder zu besiegen, — sie dachten, wie Gervinus, nur ans „Besiegtwerden" — wie Professor Samwer nur ans „Testament machen" — u. s. w.

Aber deswegen ist die Perfidie oder, sobald man Schleswig-Holstein nicht schaden wollte, die Michelei nicht weniger groß, wenn man dem Feind verrieth, wie muthlos ein Theil seiner Gegner sei, und wenn man durch diese Enthüllung der Ansichten eines Theiles der Führer auch den Rest des Vertrauens im Heere schwächte, zernichtete. Eine solche Veröffentlichung konnte nicht nutzen, sondern nur schaden; wie sie dann auch nichts genutzt, sondern nur geschadet hat, indem sie nicht im Stande war, den Sinn und die Richtung der Leute, die im Hauptquartier so dachten, wie Herr Dr. Heller berichtet, zu ändern, oder gar sie zu beseitigen, sondern nur den Zweifel und das Mistrauen überall von unten nach oben vermehrten.

Im Hauptquartier aber fühlte man sich getroffen; und so ließ Herr Schow, aus dessen Mund ich hörte, daß er „keinem einzigen schleswig-holsteinischen Bataillon mehr zutraue, eine Schanze zu stürmen", Herrn Dr. Heller verhaften und vor das Stadtgericht zu Rendsburg stellen. Hier wurde er zur Ausweisung aus Rendsburg verurtheilt, nachdem er schon vorher auf directe Vermittelung Willisen's wieder freigelassen war. Die ganze Sache kam mir von Seiten der Verfolger wie eine Komödie vor, die sie spielten, um der Welt zu zeigen, daß Herr Dr. Heller und kein Anderer die Berichte geschrieben habe. Das Alles verhindert nicht, daß die Feinde Schleswig-Holsteins in Rendsburg, in Preußen, in Oesterreich und im Auslande

mit diesen „Enthüllungen" volles Wasser auf ihre Mühlen erhielten.

Herr Dr. Heller suchte sich in einem spätern Artikel zu rechtfertigen. Ich theile auch diesen mit, denn die Sache hat eine allgemeinere Bedeutung.

Hier diese Rechtfertigung:

„Rendsburg, 18. August. Die «Hamburger Nachrichten» erheben ein gewaltiges Geschrei gegen den Nothruf, den ich von hier aus in der «Deutschen Reform» nach Deutschland schickte. Wir wollen mit jenem Blatte nicht rechten; dieses Blatt und seine Partei sind nur zu sehr dafür bekannt, daß sie von Illusionen leben, aus denen sie sich, wie alle Träumer und unpraktische Naturen, nicht gern wecken lassen, bis die schwere Hand der Geschichte ihnen unsanft auf den Schädel klopft. Der meint es redlich mit den Herzogthümern und der deutschen Sache, der das Vaterland als einen Mann behandelt, dem man die Wahrheit sagen darf, den die Wahrheit stählt und kräftigt, und zum besonnenen, zweckmäßigen und thatkräftigen Handeln anregt. Die Leute der Illusion, der frommen Wünsche und der traumhaften Anschauung haben leider unser Vaterland lange genug entnervt und kopfhängerisch gemacht. Jammergeschrei und Geheul nach dem Unglück hat noch nie das Geschehene rückgängig gemacht, noch einer Nation auf die Beine geholfen. Wir haben in Bezug auf die Herzogthümer ein naheliegendes Beispiel. Hätte man vor der Schlacht bei

Idstedt die deutsche Mitwirkung mit offener Darlegung der Thatsachen kräftig angeregt, unsere Armee stände heute in Flensburg, statt in Rendsburg. Die Bravaden der «Hamburger Nachrichten» haben die Dänen nicht aus dem Felde geschlagen. Wenn aber die «Hamburger Nachrichten» die Dreistigkeit haben, Verrath und feindselige Absichten gegen die Herzogthümer uns vorzuwerfen, so weisen wir das nur mit Verachtung zurück. Wir geben diesen Schwätzern nur zu bedenken, daß ohne die Thätigkeit preußischer Offiziere schwerlich eine schleswig-holsteinische Armee sich in so kurzer Zeit gebildet hätte, die geschult und disciplinirt genug war, um trotz der unglücklichen Verhältnisse bei Idstedt ohne Auflösung und Demoralisirung das Feld zu halten, und heute wieder dasteht als imponirende Macht, die den dänischen Anmaßungen die Stange halten kann.

„Der Ausdruck Verrath in den «Hamburger Nachrichten» bezieht sich besonders auf Das, was ich von der Desarmirung des Fort Delius am innern kieler Hafen schrieb. Die Desarmirung, die bereits vor drei Wochen geschah, und jedem Kinde in Kiel bekannt war, wird doch nicht als Geheimniß gelten. Eine so eclatante Thatsache wird man doch nicht glauben in einer Stadt, wo Fremde leicht ein- und ausgehen konnten, verheimlichen zu können. Auch hat die Desarmirung gar keine Bedeutung, denn jeder Laie muß es wissen, daß ein Fort, welches so groß ist wie ein Hühnerhof,

keine Schanzen und Gräben hat, am flachen Strande liegt, und auf Pistolenschußweite von den längs des Hafens hinziehenden Höhen beherrscht wird, nach dem Lande hin nicht vertheidigt werden kann. Den Dänen, welche jeden Winkel in Schleswig-Holstein aus alter Bekanntschaft im Gedächtniß haben, wird damit nichts Neues gesagt. Nur solche Schwätzer, wie sie in den «Hamburger Nachrichten» figuriren, mögen vielleicht unsern Boden so kennen, wie sie sich auf die Politik verstehen, und darum riechen sie überall Verrath und Enthüllungen, wo ihren blöden Augen eine klare Thatsache vorgeführt wird."

Die Logik in den drei Artikeln der „Deutschen Reform" heißt: (13. Aug.) „Wir könnten Tausende von Freiwilligen haben", wenn wir wollten, aber wir wollen nicht; wenn wir dies aber wollten, dann „könnten wir bald alle Drangsale eines so langen Krieges los werden." — Dann folgt: (16. Aug.) „Wir sind ohnmächtig den Dänen gegenüber." Und darauf der Schluß: (18. Aug.) „Hätte man vor der Schlacht bei Idstedt die deutsche Mitwirkung kräftig angeregt, unsere Armee stände jetzt in Flensburg statt in Rendsburg." — Mit andern Worten: Im ersten Berichte macht man sich ein Verdienst daraus, Das nicht gewollt zu haben, was im letzten Berichte man für die einzige Rettung erklärt, und dann Schleswig-Holstein zum Vorwurfe macht, nicht gewollt zu haben, was verweigert zu haben man ihm eben zur Ehre anrechnete.

Wir lassen die Persönlichkeit Herrn Dr. Heller's hier aus dem Spiele; wir glauben aus ziemlich guter Quelle zu wissen, daß seine Briefe nur mit Zusätzen und Censurschnitten in die „Deutsche Reform" kamen. Er lieferte den Stoff, den die „Deutsche Reform" zu ihrem Zwecke bearbeitete. Die Logik dieses Blattes bestand also darin, erst die Zuzugquelle für Schleswig-Holstein verstopfen zu helfen, dann Schleswig-Holstein das Verstopfen derselben zum Vorwurfe zu machen, und zuletzt die Hülfe Deutschlands zu fordern. Es ist klar, worauf es hiermit abgesehen war. Die Hülfe der deutschen Diplomatie soll retten; England fordert ihre gewaffnete Intervention von Preußen, Dänemark und Rußland verlangen sie von Oesterreich. Die „Deutsche Reform" hatte wol den Beruf, den deutschen Michel auf ein derartiges Schlußergebniß vorzubereiten. Das scheint uns die Sachlage dieser häßlichen Geschichte zu sein.

Altona, den 22. August.

Einer meiner Freunde war dieser Tage in Rendsburg und hatte Gelegenheit, Willisen, Beseler und andere hochgestellten Leute zu sehen. Es wurde auch ihm bald klar, wo's fehlte. Das Vertrauen in sich selbst und das Vertrauen Eines in den Andern ist verschwunden. Willisen und die höhern Offiziere kamen immer wieder auf die Schlacht bei

Idstedt zurück, konnten nicht aufhören, davon zu sprechen und ihre Niederlage zu — erklären, zu beschönigen. Da also happert's? Willisen klagt gegen die Statthalterschaft, daß sie die Neunzehnjährigen nicht einberufen wolle, und er sonst sein Heer nicht rasch genug auf die erforderliche Höhe zu bringen im Stande sei. Die Statthalterschaft hält diese Maßregel für weniger bedeutend, da, was Kraft und guten Willen habe, schon bis zu den Achtzehnjährigen hinab freiwillig ins Heer getreten sei. Dennoch fordert die Statthalterschaft, wenigstens Beseler, kräftiges Auftreten und Vorwärtshandeln von Willisen. Es ist kein Einverständniß mehr vorhanden.

Es ist das natürlich. Wir werden es erleben, wie diese Leute, Einer dem Andern, die Schuld zuschieben, die sie Alle ohne Ausnahme in gleichem Maße, Jeder an seinem Orte, zu verantworten haben.

Den 24. August.

Es hieß heute in den „Hamburger Nachrichten": „Herr Venedey hat Rendsburg verlassen, weil er in Rendsburg eingeschlossen zu werden fürchtete, und dann seine Feder unserer Sache nicht mehr leihen könne." — Man möchte gern verleumden, gern sagen: „Herr V. ist feige fortgelaufen"; — aber das geht nicht, und so läßt man's durchschimmern. Ich hatte aber nicht Lust, Etwas darauf zu erwidern, weil ich

nicht sah, was ein Federkrieg mit diesen Leuten nützen solle, wol aber, was er, wenn ich offen mit der Sprache herausrückte, ihnen und ihrer, und somit unserer Sache in Schleswig-Holstein gegenwärtig noch hätte schaden können.

Den 26. August.

Von Müller hieß es heute in den „Hamburger Nachrichten“: „Oberlieutenant Müller hätte ja gemeiner Soldat werden können. Viele tragen hier die Flinte, die sonst den Degen getragen haben.“ — Ich glaube, daß Müller überhaupt seine Dienste als Soldat angeboten hat, ohne von seinem Range vorerst zu sprechen, und daß diese Dienste als solche ganz im Allgemeinen von der Hand gewiesen worden sind. Aber wenn auch dies nicht der Fall wäre, so ist es doch wahrlich ein offenbarer Hohn, daß die Leute, die Heinrich von Gagern vom Secondelieutenant zum Major avancirten, den activen rüstigen Offizier Müller zum Gemeinen degradiren möchten, wenn er die Gelegenheit haben will, in Reihe und Glied auf dem Schlachtfelde, und nicht im Hauptquartier und beim Generalstabe sein Blut für ihre und des Vaterlandes Sache zu vergießen. Jeder preußische Junker, jeder Fähnrich wurde avancirt, ein, zwei Grade höher gestellt; und sie verlangen von einem Manne, der nur seiner höchst ehrenhaften und geehrten Ansicht wegen

den Junkern missliebig ist, daß er bei einem Offiziercorps als Gemeiner eintrete, das ihn als Offizier für unwürdig erklärt hatte, an ihrer Seite sein Blut fürs Vaterland einzusetzen. So schnöder Hohn ist nur da möglich, wo man nicht weiß, was Takt und Würde ist.

Den 29. August.

Die Blätter bringen heute folgenden „Aufruf an alle waffenfähige Mannschaft des Landes“:

Das Vaterland bedarf zu seiner Vertheidigung aller ihm zu Gebote stehenden Kräfte. Es ergeht demnach hiermit, im Auftrage der Statthalterschaft, die Aufforderung an alle waffenfähigen Männer und Jünglinge des Landes, die bisher nicht der Armee angehören, sich ungesäumt in Rendsburg in dem zu ihrer Annahme errichteten „Enrollirungsbureau für freiwillige Landessöhne“ zu melden. Es wird bei deren Annahme nicht auf das Alter Rücksicht genommen werden, sondern wird nur ihr Gesundheitszustand und ihre körperliche Tüchtigkeit allein über dieselbe entscheiden.

Rendsburg, den 25. August 1850.

Das Departement des Krieges.

Krohn. Jensen.

Kann man sich nun etwas Lahmeres denken als einen solchen Aufruf? Ist es nicht, als ob die Herrn uns und Andern, die von ihnen fordern, daß sie das ganze Land in Bewegung setzen sollten, mit diesem

Aufrufe antworten wollten: „Da habt ihr euren Willen, aber ihr sollt sehen, daß Nichts danach kommt!“ Ist es nicht, als ob sie sich für die Zukunft gegen den Vorwurf: „Warum habt ihr nicht alle waffenfähigen Leute zum Heere gerufen?“ sicher stellen wollten durch die Antwort: „Wir haben's ja gethan, aber es hat ja Nichts gefruchtet!“

Es sitzt dahinter entweder Gott weiß was für eine Herzensmattigkeit, oder mehr Furcht vor dem siegenden Volke als vor dem siegenden „unfreien“ Herzoge.

Den 1. September.

Als ob der Aufruf vom 25. August — der überdies erst am 29. das Tageslicht sah — nicht kalt genug, kommt heute Herr Krohn und gießt noch nachträglich einen Eimer Wasser darauf. Es heißt heute in den Blättern:

Bekanntmachung. Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß die schleswig-holsteinische Artillerie in ihren Etats an Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten vollständig ergänzt ist, eines Zuwachses an Freiwilligen aus andern deutschen Staaten nicht bedarf.

Rendsburg, den 30. August 1850.

Das Departement des Krieges.

Krohn. Jensen.

Die verehrlichen Redactionen auswärtiger Zeitungen werden ersucht, vorstehende Bekanntmachung in ihre Blätter aufnehmen zu wollen!!

Es ist „Methode" in diesen kalten Aufschlägen gegen das Fünkchen Begeisterung, das sich irgendwo zeigen könnte. Nur weiß ich nicht, wer die Methode hineinbringt.

Soviel ist sicher, daß man einen tüchtigen Artillerieoffizier, der freilich auch — aber nicht genug, um nicht im preußischen Heere bis zu seiner Entlassung nach Holstein gedient zu haben — im Geruche des Radicalismus stand, in den letzten Tagen aus Rendsburg wieder nach Deutschland zurückschickte, weil man ihn in Rendsburg als Artillerieoffizier nicht mehr zur Artillerie bedürfe und einen Artillerieoffizier doch nicht wol als Infanterieoffizier anstellen könne. Ob er einen Uriasbrief von Preußen her mitbrachte?

XIX.

Die Landesversammlung in Kiel. — Die russische Flotte — und die Russenfurcht.

Kiel, den 8. September.

Die Eröffnung der Landesversammlung rief mich nach Kiel. Ich fuhr über Rendsburg, um ein wenig zuzusehen, wie es dort ausschaue. Und ich fand überall, wo ich hinhorchte, eine solche innere Flauheit, daß mir bald klar wurde, wie die Fäulniß, die von oben herab um sich fraß, immer tiefer eingedrungen war. Die Wenigsten gestanden sich offen, was sie fühlten, aber es war nicht schwer, es sehr bald überall herauszufinden.

In dem Waggon, mit dem ich von Rendsburg nach Kiel fuhr, war laute Gesellschaft und lebhafte Unterhaltung. Ein Herr, der irgendwo adeliger Grundbesitzer sein mochte, that sich besonders heraus und erzählte unter Anderm eine Anekdote von dem „Enthusiasmus" seines Bedienten. Der sei vorigen Sonntag Abends etwas angetrunken nach Hause gekommen und habe ihm ganz trotzig und blitzig den Dienst gekündigt,

da er nun zu dem Entschlusse gekommen sei, „das Vaterland retten zu helfen". — Das wurde im nachgeahmten Pathos erzählt. Dann aber fuhr der Herr Baron von Y. oder X. fort und sagte: „Andern Morgens, als ich aufwachte, standen die Stiefeln geputzt vor dem Bette, und hingen die reinen Kleider über dem Stuhle. Ich rief: «Johann!» und als er kam, frug ich ihn: «Hast Du denn nicht mehr Lust, das Vaterland zu retten?» — Er antwortete: «Ach Herr, ich habe gestern einen kleinen Rausch gehabt»."

Ich schwieg, wie eine Mauer, aber meine Zunge hat mich selten so gejuckt.

Der Sessionscommissar von Neumünster, der mit der Einschreibung der Freiwilligen beauftragt war, saß mit uns im Waggon, und er erzählte vor oder nach jener Anekdote, daß sich in Neumünster kein einziger Freiwilliger gemeldet habe. Die Leute hätten keine rechte Lust mehr an der Sache und behaupteten: „die Dänen seien gar gewaltige Krieger". In Neumünster ist man stets vielfach sehr dänisch gesinnt gewesen; die dortigen Fabriken hoffen mehr Absatz nach Norden als nach Süden hin. Aber diese Erzählungen zeigen doch, wie die Faulheit von oben die Faulheit nach unten immer mehr entwickelte.

Kiel, den 9. September.

Dem Düsternbrook galt, wie billig und recht, auch heute mein erster Besuch; ich mußte den Buchen,

dem Meere — und auch der russischen Flotte meine Aufwartung machen, die dann auch, als ich eben im Buchenhaine mich dessen schöner, einsamer und großartiger Domhallen mit dem üppigen, wuchernden, grünen Kräuterteppich freute, durch einen Ehrenschuß von der See her erwidert wurde.

Dieser russische Gruß zog dumpf und langsam durch die Hallen des grünen Doms.

Die Russenfurcht ist die Krankheit unserer Zeit; sie ist aber nur eine Gespensterfurcht, und wenn Europa, und vorauf Deutschland, dereinst gezwungen sein wird, das Gespenst beim Kopf und Schopf zu fassen, dann wird es diesem ergehen, wie andern Gespenstern: die Furcht vor ihm wird schwinden. Ja, es kommt mir oft so vor, als ob die russischen Schiffe hier in deutschen Häfen bald genug das Gespenst austreiben helfen müßten.

In Wien und Berlin sitzt heute russenfreundliche Auffassungsweise am Steuerruder und hofft von Rußland Hülfe gegen den Geist der europäischen Civilisation, gegen die naturgemäße Entwickelung Europas. Das ist auch wieder naturgemäß, denn auf dem russischen Thron und im Cabinet zu Petersburg herrscht ja ebenfalls seit Peter I. europäischer Absolutismus und deutsche Aristokratie und Bureaukratie. Hierin liegt die innere Seelenverwandtschaft zwischen Rußlands Regierung und europäischer Reaction.

Wir glauben fast, daß Rußland heute auch in

Paris herrscht; ja daß es sogar augenblicklich in London ebenfalls das große Wort führt. Und dennoch theilen wir die „Furcht“ vor Rußland nicht, wenn damit der Gedanke ausgesprochen wird, daß bei der nächsten großen europäischen Krisis Rußland über Europa den Sieg davontragen könnte. Rußland ist in Europa, und europäischer Cultur gegenüber, nur mächtig — durch die europäische Reaction, durch die wurmstichigen Aristokratien und Monarchien Europas, die ihm überall in die Hand spielen, die in Berlin, Wien, Paris und London mit Hülfe Rußlands den schließlichen Sieg über die Völker, die Demokratie Europas davonzutragen hoffen. Die ganze Macht Rußlands in Europa beruht nur auf der deutschen, englischen und französischen Aristokratie; nehmt diese weg, laßt sie dereinst besiegt sein, in ihr naturgemäßes Nichts zusammenbrechen, und an ihrer Stelle das Volk, die Demokratie in Deutschland, in Frankreich und England das Staatsruder mit starker Hand ergreifen — und Rußlands Macht in Europa ist gebrochen, und würde bei der ersten Niederlage für immer aus Europa hinausgeschleudert werden. Jeder Sieg der Reaction in Europa ist ein Sieg Rußlands über die Civilisation, jeder Sieg der Freiheit über die Reaction ist ein Sieg Europas über Rußland, und der endliche entscheidende Sieg der Demokratie auch der entscheidende Sieg europäischer Cultur über Rußland und das Zarenthum.

Man sagt uns oft: Rußland steht — wie einst Germanien an der Grenze der römischen Welt — so jetzt an der Grenze Europas, um es bei nächster Gelegenheit zu überschwemmen, zu „verjüngen". Der Vergleich ist nicht haltbar. Die Germanen besiegten Rom und römische Cultur von Anfang bis zum Ende; die Russen sind aber bereits vollkommen von der europäischen Cultur besiegt, von Europa beherrscht. Wo ist in der deutschen, wie schon heute in der russischen Geschichte die römische Zarenfamilie, die Germanien unter die Knute brachte; — wo sind die römischen Generale, die die Germanen befehligten; — wo sind die römischen Bureaukraten, die die Germanen zu Ziffern und „Seelen" herabdrückten; — wo sind die normannischen und mongolischen Sieger, die, in Germanien zur Adelsclasse geworden, das Volk zur Knechtschaft, zur Sklaverei zwangen? Das Russenthum ist Europa nicht gewachsen gewesen, solange Europa nur noch die Kinderschuhe nicht ausgetreten hatte, und seine jetzige Scheinherrschaft in Europa liegt nicht in russischer Kraft, sondern in europäischen Verwickelungen, vor Allem in dem Umstande, daß in Rußland und über Rußland seit Peter dem Großen dieselbe Partei und Auffassungsweise herrscht, die in Deutschland auf den Thronen sitzt und um sie herum lagert. Die Russen sind nicht die Germanen Rom gegenüber, sondern höchstens die Perser, die Griechenland lange

bedrohten, aber nie besiegten, ja für immer nach Asien zurückgeschleudert wurden, sobald sie Griechenland zum Kampfe auf Sein oder Nichtsein zwangen. Die Siege der Russen in Polen und Ungarn schrecken uns nicht, sie sind ja nur mit Hülfe Preußens und Oesterreichs möglich gewesen. Die morsche Pforte selbst fiel nur nach zwei Feldzügen, und die „Germanen Rußlands" — das heißt die Tscherkessen — trotzen schon seit einem halben Menschenalter der ganzen Macht Rußlands, gestützt auf alle Hülfsmittel europäischer Cultur. Wir fürchten Rußland in Deutschland nur in deutscher Uniform und an deutschen Ministertischen. Könnte es hier den endlichen Sieg über die Bestrebungen der neuen Zeit gewinnen, dann — freilich würde Rußland in Europa herrschen und es mit Europas Cultur, weil mit seiner natürlichen Entwickelung, aus und am Ende sein. Wir haben aber die feste Ueberzeugung, daß die europäische Reaction jetzt ihre letzten Kräfte anstrengt. Am Tage, wo sie besiegt ist — ist auch Rußland aus Europa hinausgeworfen. Und wir hoffen, diesen Tag zu sehen. —

Es ist mir erst nach und nach klar geworden, was mich hier in Kiel stets hinaustrieb und meine Ausflüge immer bis zur Aussicht auf die russische Flotte führte. Ich sah die dunkeln Kolosse mit einer geheimen Freude, einer vorahnenden Kampfwollust an. Sie zeigten klar, worauf Rußland hinaussteuert. Bis heran war die russische Thätigkeit in Europa doch mehr eine

geheime, seit 1848 tritt sie offen auf; deß freuen wir uns, der Kampf ist von nun an unausbleiblich, mag er auch noch eine Weile auf sich warten lassen; und wir sehen in offenem Kampfe die Bürgschaft des Sieges, während die geheimen Fäden — an denen bis jetzt die ihren eigenen Lehrmeistern über den Kopf gewachsene europäisirte Diplomatie Rußlands ganz Europa und ganz besonders Deutschland lenkte — Deutschland und Europa langsam und sicher zum Untergange führten.

Es gab — und gibt wol auch noch heute — ein so feingesponnenes und doch so festes Netz russischer Intriguen, russischer Bestechungen, russischer Spionagen, russischer Propaganda, daß in ganz Europa kein Mensch sicher war und ist, ob er nicht bei der geringsten Bewegung in einem dieser Netze hängen bleiben werde. Rußland hatte seine geheimen Agenten überall, in den Cabineten, auf den Kathedern, auf den Kanzeln, in der Presse, in den Salons, in dem Ständesaale, in der Volksversammlung und bis auf die Barricaden. Wenn die Revolution, wie im Februar 1848 in Paris, dereinst in die geheimen Cabinete der geheimen Polizei des Zars dringt, wird sie auf mehr denn Einen Delaborde stoßen.

Dies geheime Wühlen hat Rußland nach und nach auf den Standpunkt in Europa gebracht, auf dem es nun endlich offen hervortritt. Wir begrüßen dies offene Hervortreten gleichsam als die Morgen=

sonne der Erlösung für Europa vom Russenjoche, das ihm so nach und nach im Geheimen aufgebürdet worden war.

Das feinste und stärkste Gewebe der geheimen Wühlerei Rußlands war das Netz des Panslawismus, das Deutschland insbesondere an allen Gliedern fangen und einspinnen sollte. Es hat dies Streben lange ein ganz unschuldiges Ansehen haben können, und viele nichtrussischen Slawen haben sich darin mit hineinziehen lassen. Aber seit Rußland in neuester Zeit so offen an die Spitze der Reaction getreten ist, seit seine Regierung so klar gezeigt hat, daß sie Nichts ist als die mächtigste Vertreterin der von Peter I. in Rußland eingeknuteten europäischen Bureaukratie, Nichts als die feste Stütze, wahrlich keiner neuen slawischen Auffassungsweise, sondern der alten, verrotteten Herrscherart, die aus dem Moder des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland und Europa aufkommen konnte, und die den Namen „slawisch" nicht, wohl aber den: „sklavisch" verdient; — seit Dies aller Welt durch die neuesten Ereignisse offen und unverhüllt vor die Augen treten muß, wird die panslawistische Propaganda von selbst aufhören.

Sie hat sich auch in ihrem neuesten Vertreter in gewisser Beziehung selbst zu Grabe getragen, oder besser, will mit ihm nach Amerika auswandern. Die Uebercultur der russischen Aristokratie hat mich stets an einen Wilden erinnert, der in die Laster der Civi-

lisation eingeführt, im civilisirten Kleide stolz auf seinen erborgten Pomp und seine geheimen Krankheiten ist. Das Alles ist in Rußland das siegreiche Europa, die siegreiche Civilisation, die hier ähnlich wie auch einst bei den Wilden Amerikas, natürlich fast nur in ihrem Auswurfe erkannt und nachgeahmt wird.

Wie die russische Administration, das ganze russische Staatsleben Nichts ist als die ins Wilde und Kecke übersetzte europäische Bureaukratie — bei uns Folge des elenden Zustandes, den die Reformationskämpfe geschaffen haben — so ist auch die russische Literatur ein europäisches, nicht russisches und nicht slawisches Product. Vielleicht eines der merkwürdigsten Bücher aber, das je einer russischen Feder entfloß, ist das des Unbekannten: „Vom andern Ufer!" Geist, Scharfsinn, Belesenheit, allerfeinste Culturstufe Europas und nur hier und da ein Restchen russischer, slawischer Wildheit, sind in diesem Buche auf jedem Blatte zu Hause; es riecht überall nach Trüffeln und Champagner; freilich oft etwas verflüchtigt und abgestanden, wie die Reste riechen mögen am Morgen nach einer Orgie*).

---

*) Ich habe diese Ansichten an ein demokratisches Organ im Auszuge geschickt, und erhielt sie zurück, weil die Redaction meinte, ich verdächtige den Verfasser des geistreichen Werkes „Vom andern Ufer", während dieser doch sehr tapfer für die europäische Demokratie mitgekämpft habe. Ich kannte und kenne noch heute den

Und doch ist das ganze Buch im Wesentlichen wieder Nichts als halbwegs ins civilisirt-aristokratische Russenthum übersetzte deutschgemüthliche Blasirtheit, sentimentaler Weltschmerz mit nordischem Zobelpelz ausgefüttert in panslawistischer Uniform. — Man sagt in Frankreich: Si vous frottez le Russe, vous trouverez toujours le Cosaque. — Wir glauben dies gerne, aber wir setzen hinzu: „Wenn der Russe sich aber selbst putzt, herausschmückt, einmal eine Rolle spielen will, dann spricht er europäisch — deutsch oder französisch."

Der Ideengang des russischen Publicisten läßt sich auf sehr wenig Sätze zurückführen. „Europa schläft nicht, sondern ist bereits gestorben — die Slawen werden nächstens kommen es zu begraben und zu beerben; deswegen ist mit und in Europa Nichts mehr zu machen, und somit wollen wir auswandern — nach Amerika."

Der logische Sprung ist wunderbar genug; der

Verfasser nicht; ich bin weit entfernt ihn irgend wie persönlich anklagen oder verdächtigen zu wollen. Seine Ansichten, seine Auffassungsweise und ihre Folgen sind es, die ich bekämpfe, weil ich in ihnen die größte Gefahr für Deutschland, die Demokratie und die europäische Cultur sehe. Ich halte es für Pflicht, dies um so klarer und rücksichtloser auszusprechen, als selbst so ausgezeichnete Denker, so tüchtige Demokraten wie Fallmerayer (in der „Deutschen Monatsschrift" von Kolatschek), sich von diesen Flittergold blenden ließen und es der deutschen Demokratie als pures Gold anpriesen.

Russe und Slawe, der voraussieht, wie das Russenthum und Slawenthum Europa besiegen muß, auf dem Punkte steht, es zu besiegen, wandert aus nach — Amerika. Aber dieser Sprung ist wieder ein Beweis, daß in dem Unbekannten „vom andern Ufer" derselbe Proceß zum Durchbruche gekommen ist, der in seinem Lande die deutsche Bureaukratie, Aristokratie und infolge dessen auch ein wenig deutsche Philosophie und Literatur zur Herrschaft gebracht hat. In ihm, wie in seinem Lande, ist der Russe, der Slawe von Europa bereits besiegt, und so theilt der halbcivilisirte Russe denn die Russenfurcht mit allen europäischen, und ganz besonders allen deutschen Gelehrten, Aristokraten und Bureaukraten und wie es scheint, auch einem Theile der deutschen Demokraten, und gibt mit ihnen Fersengeld, läuft mit ihnen fort von Russen und Slawen, weit weg — bis nach Amerika.

Der europäische Russe „vom andern Ufer" ist aber ein so guter deutscher Schüler, daß er auch sein philosophisches, sein historisches System hat, auf das er den neuen Weltberuf der Russen gründet. Trotz der heimischen Sprache sitzt in dem russischen Pelze doch ein Stück Eichhorn'scher und Savigny'scher Schulauffassung. Er belehrt uns, daß Rußland eine verjüngende Lebenskraft in seinen halbcommunistischen Bauerngemeinden besitze. Diese Bauerngemeinden sind nun nichts Anderes als die Gemeinden, wie wir sie ungefähr bei allen Völkern, deren Urgeschichte wir

halbwegs kennen, im Zustande der Barbarei finden, und wie wir sie insbesondere bei den alten Römern und alten Germanen kennen. Diese rohe, halb communistische, halb patriarchalische, halb sklavische Barbarengemeinde ist nur auf der untersten Stufe der Volkscultur möglich, und so verschwindet sie dann auch in der Geschichte Roms und Deutschlands ganz von selbst mit der wachsenden Cultur, den größern Bedürfnissen, der vermehrten Bevölkerung und der hieraus selbst hervorgehenden verwickeltern, festern und geschlossenern Organisation. Der Russe „vom andern Ufer" aber behauptet, diese Gemeinden würden nicht, wie die germanischen, verschwinden, bei fortschreitender Cultur ihr ganzes Wesen ändern, sondern bleiben und sich fortentwickeln in dem Princip, in dem sie jetzt ruhen — und dies Alles weil sie nicht, wie die germanischen, dem römischen Rechte, das die Urgemeinden bei den Germanen besiegt habe, begegnen würden. Selbst vorausgesetzt, daß diese Ansicht geschichtlich begründet wäre, ist sie nicht logisch; denn das römische Recht war ja aus der Puppe der römischen Bauerngemeinde selbst hervorgekrochen. Das römische Recht war also nicht grade nothwendig, um die quasicommunistische Barbarengemeinde zu besiegen; und somit ist auch das ganze Argument unsers russisch-deutschen Philosophen nicht haltbar.

Die halb communistische, halb patriarchalische, halb freie und halb sklavische Bauerngemeinde, wie wir der-

selben im Zustande der Barbarei bei den Römern, Germanen und jetzt wieder bei den Russen begegnen, hat, wie alles Junge und alles Barbarische eine gewisse Kraft, die wir im entferntesten nicht verachten und unterschätzen möchten, die wir uns aber nicht durch deutsch-russische Sophisten, an der Hand deutscher Demokraten, für den Keim einer neuen europäischen Freiheit, einer Art Verwirklichung des Früchtchens Ueberreif, genannt Socialismus, aufbinden lassen werden.

Die russische Gemeinde selbst lebt in der unbedingtesten russischen Sklaverei. Die alten freien Bauerngewohnheiten, die sich diesen gegenüber erhalten haben, und die durch die ersten normannisch-germanischen Eroberer Rußlands hier eingeführt wurden, sind nur noch kümmerliche Reste Dessen, was sie einst waren. Die freie Bauerngemeinde bestand unter der Herrschaft der normannischen Eroberer fort bis zur Eroberung Rußlands durch die Tataren. In dieser Eroberung ging diese wie alle Freiheit unter; und aus den Bestrebungen, die Eroberer wieder zu vertreiben, das Joch der tatarischen Herrschaft zu brechen, ging dann die russische Sklaverei hervor*). Johann der Gräßliche war der Begründer derselben, indem er die Bauern, um sie zum Kriegsdienste stets unter der Hand zu haben, erst an die Scholle fesselte. Von da an steigt der russische Bauer von Stufe

*) Siehe Turgeniew's interessantes Werk über seine politische Thätigkeit in Rußland.

zu Stufe bis zur höchsten Unfreiheit, bis zu der Sklaverei, wo man die „Seelen" zählt, bis zu einer Stufe, die Alles, was die Welt bis jetzt von Knechtschaft gekannt hat, überbietet, bis zu den Militaircolonien Rußlands, in denen der bewaffnete Sklave wieder zum willenlosen Tyrannen, Aussauger und Abnutzer von ganzen Familien unbewaffneter, zitternder und gehorchender Sklaven wird*).

Die Geschichte der russischen Sklaverei, was nichts Anderes ist als auch die Geschichte der russischen Bauerngemeinde, hat eine aller Geschichte freiwerdender und zur Freiheit und höhern Cultur bestimmter Völker ganz entgegengesetzte Richtung. Aus den Bestrebungen gegen die Eroberer, gegen die Fremdherrschaft geht bei diesen, wie in Griechenland, wie in Frankreich, wie in England und selbst in Amerika, die Befreiung, die Emancipation hervor. In Rußland findet das Gegentheil statt. Die Sklaverei entsteht hier in dem Augenblicke, wo Rußland das Joch der Tataren abschüttelt, und macht von dem Tage an bis auf den heutigen stets neue Fortschritte in raffinirter Erweiterung, Vergrößerung und Vermehrung der Unfreiheit.

Das soll nun übertüncht und für etwas Anderes

*) A. A. O. Ich habe die Daten zusammengestellt in einer Würdigung der Schrift Turgeniew's in den „Blättern für literarische Unterhaltung". (1848.)

ausgegeben werden. Wir sind weit entfernt, dem Russen zu grollen, daß er sein Vaterland aus der Ferne schöner sieht, als es ist. Wir wissen aus Erfahrung, daß dieser Täuschung schwerlich Jemand entgeht, der ein wenig Gefühl der Liebe für die heimatliche Erde mit im Herzen herumträgt. Und wir rathen dem Zaren allen Ernstes, daß er von Zeit zu Zeit, alle Jahre ein paar der talentvollsten Köpfe, die seine geheime Polizei nach Sibirien schicken zu müssen glaubt, entschlüpfen lasse; sie werden mehr für die Propaganda des Russenthums thun, als alle seine geheimen Agenten zusammen; denn sie werden sehr bald im Auslande, in der Verbannung doch das Heimweh bekommen; und diese Krankheit hat dann meist die Folge, daß uns Alles in der fernen Heimat im rosenrothen Lichte der Liebe erscheint und uns die — Knute selbst vergessen macht. Vielleicht ist daher der schandvolle Cordonvertrag zwischen Preußen und Rußland im Wesentlichen dennoch eine für Europa ganz heilvolle Maßregel; denn die Flüchtlinge müssen sehr bald im Auslande zu den glühendsten russischen Patrioten werden, wenn sie ein wenig Herz und ein wenig Verstand mit in die Verbannung bringen.

Wie gesagt, deswegen verzeihen wir denn auch dem unbekannten Russen „vom andern Ufer" seine versteckten Heimatsseufzer — nach der russischen Wirthschaft. Die deutschen Philosophen und Demokraten, die ihn bei der Hand nehmen und ihn uns

empfehlend vorführen, erscheinen uns aber in gar zu komischem Lichte, wenn sie dem Russen nachbeten: „Man könnte in Europa zugleich republikanisch — und kosackisch werden.“ Republikanisch — etwa durch die Knute?

Nein, ihr Herren, Europa wird nur kosackisch oder republikanisch! Und wenn es kosackisch werden sollte, nun so würde es eben kosackische Barbarei, Sklaverei und Knutenherrschaft und sonst Nichts sein, die über Europa käme. Wir fürchten sie nicht, wol aber fürchten wir, daß deutsche Bescheidenheit und Michelei, die nie auf eigenen Füßen stehen zu können glaubt, jetzt, nachdem sie nicht mehr vor Frankreich im Staube liegt, nun eine Weile vielleicht in Rußland den Messias suchen wird. Das wird Deutschland, das deutsche Volk aber nicht verhindern, bei der nächsten großen Krisis die Russen mit ihrem Barbarenthum, trotz der deutschen Bureaukratie, Aristokratie und Schulmeisterei, die dort das Regiment führen, ebenso gut am Ende über die Weichsel zu treiben, wie es die Franzosen, trotz ihrer Civilisation und ihrer demokratischen Institutionen und dem französischen Zopfe in allen deutschen Cabineten am Ende wieder über den Rhein in seine vorrevolutionairen Gränzen, zurückgetrieben hat

In einer neuern, kleinen Arbeit ist der unbekannte, slawische Prophet der russischen Republik „vom andern Ufer“ noch einmal in seiner Art, für Rußland, gegen

Europa und — nach Amerika ausgezogen. Hier*) tritt er dann wieder in seiner geistreich paradoxen Manier auf und ruft uns abermals zu: „Europa schläft nicht, es ist todt." Und daher können wir nichts Besseres thun als uns auf uns zu beschränken, und „omnia mea mecum porto" — (so heißt der Titel dieses Schriftchens) — nach Amerika auszuwandern. In dieser kleinen Arbeit tritt uns das Wesen des Unbekannten „vom andern Ufer" noch klarer entgegen, und erscheint uns dann freilich sehr bald als eine alte Bekanntschaft aus frühern Zeiten. Es ist im Wesentlichen doch wieder die Geschichte der geistreichen, satten Ueberreiztheit, die schon in Pückler-Muskau erst „verstorben" war, dann wieder aufstand und nur „semi-lasso" und ein wenig „europamüde" nach Afrika auswanderte; jetzt fast verschollen ist, und Gott weiß wo die Undankbarkeit des vergeßlichen deutschen Salonpublicums bei ananas- und cheresgewürzten Diners und Soupers zu verschmerzen sucht, ja sich vielleicht über die eigenen Lamentationen früherer Zeiten lustig macht. Wir gestehen gerne, daß in dem europamüden Russen immer noch unendlich viel mehr Kern, viel mehr Nerv, oder wenn man's vorzieht, viel mehr Kosack übrig ist — als in dem verstorbenen und von den Todten auferstandenen deutschen Fürstling. Aber die Seelenverwandtschaft ist doch nicht zu verkennen. Und deswegen

*) Kolatschek's Monatsschrift. Septemberheft.

ist es dann eine ganz wunderliche Fügung des Geschicks, eine Art lyrisches Fatum, wenn der „Lebendige" unsern Nachfolger des „Verstorbenen" vom „andern Ufer" zu uns hinüber nach Deutschland einführen muß. Der Teufel der Ironie kann es nun einmal nicht lassen, sich über die Schüler seines Söhnleins Mephistopheles lustig zu machen. Fast noch merkwürdiger ist, daß der blasirte halb russische, halb deutsch-französische Quasisocialismus in seinem Katzenjammer vollkommen zu demselben Schlusse gelangt, den Herr Dupin aîné, der echteste Typus des allerelendesten, egoistischen Kleinbürgerthums, der jämmerlichsten Philisterei, schon vor vielen Jahren aus dem deutsch-russischen „omnia mea mecum porto" ins Französische übersetzte und der dann hieß: „Chacun chez soi, chacun pour soi!"

Wahrlich, je mehr wir darüber nachdenken, desto mehr freut es uns, wenn diese: „omnia-mea-mecum-porto-", oder „chacun-chez-soi-chacun-pour-soi"-Leute davon sehr ernst denken, das „faule", das „todte" Europa zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Wir wünschen dem Manne „vom andern Ufer" Glück „zum andern Ufer". Uns aber möge er ungestört gegen deutsches und russisches Gewaltsregiment kämpfen lassen; denn sein ganzes Wirken in Europa könnte doch keine andere Folge haben als die geistreiche Blasirtheit eines Pückler-Muskau und die unverschämte Selbstsucht eines Dupin aîné im Interesse der Rus-

senhoffnung und der Russenfurcht — stets weiter zu verbreiten.

Die ganze, kleine nachträgliche Arbeit zu dem Werke „Vom andern Ufer" — (in dem der Unbekannte, einmal halbwegs von sich selbst und Denen, die mit ihm Europa fliehen, redend, ausruft: „Im Uebrigen hat weder das Eine noch das Andere einen rechten Sinn — das sind Alles Redensarten!") — schließt mit dem Satze: „Vor drei Jahrhunderten verließ eine ganze Bevölkerung ihr Vaterland, weil sie dort für ihren religiösen Gedanken weder Toleranz noch Raum fand — um ihren Kampf mit Altengland über dem Weltmeere fortzusetzen. Die Fliehenden waren es, welche den Grundstein zu diesem ungeheuren Staat legten." Deswegen fliehen wir — ist die Moral der Fabel. Der Unterschied ist nur, daß die Fliehenden unserer Zeit dort, in Amerika, den Staat, den Andere gründeten, schon fanden, und nichts mehr zu gründen haben werden, sich höchstens ins Schlepptau des amerikanisirten Engländers legen müssen. Die Leute, die vor drei Jahrhunderten aus England flohen, waren so „europamüde" wie der Unbekannte „vom andern Ufer". Wenn man die Schriften dieser Engländer liest, wird man erstaunt sein zu finden, daß diese damals von England und Europa ungefähr grade so dachten, wie heute unsere europäischen Flüchtlinge von Deutschland und Europa denken. Und seit der Zeit sind grade — drei Jahrhunderte verflossen, und

das „kranke", das „todte", das „faule" Europa steht noch da; und dasselbe England, das jene Fliehenden des sechszehnten Jahrhunderts unter den Füßen zusammenbrechen zu wollen schien, machte, nachdem die Müden alle weg waren, seine große Revolution, die ihm die Kraft gab und noch heute gibt, Amerika und dem ganzen „wurmstichigen" Europa mit dem asiatischen Anhängsel Rußland dazu — die gehörige Achtung einzuflößen. — Glück zur Reise! Und wenn Sie drüben lange genug leben, werden Sie erleben, daß Deutschland wie England sich ermannte, als alle müde Blasirtheit — „auf dem andern Ufer" war.

Es klingt so geistreich — es ist so piquant für die abgestumpften Gaumen, wenn es heißt: „Die zwölf Apostel haben vollkommen Fiasco gemacht, etwa wie heute die westliche Revolution." Die westliche Revolution ist aus England nach Amerika, aus Amerika nach Frankreich, aus Frankreich nach Deutschland übergetreten, weil in Europa Nichts fertig ist, was nicht in Deutschland fertig geworden. Beim ersten Widerstand, auf den das Werk in Deutschland stößt, stürzt der Haufe der überkecken Vorzügler zurück und flieht — „zum andern Ufer". Wir hoffen, daß die geistreiche, piquante Redensart von dem „Fiasco der zwölf Apostel" dennoch in Bezug auf die „westliche Revolution" zum guten Omen werde; und daß man nach **1800** Jahren so geistreich und piquant über den „Fiasco" der Revolution und Menschenbe-

freiung des neunzehnten Jahrhunderts sprechen soll, wie heute die „Müden“ von dem „Fiasco“ der zwölf Apostel — deren Wort, trotz allem Blei und Kupfer das dem Golde, um es zu verarbeiten, zugesetzt wurde, die Welt bis auf Hegel belebt, erwärmt und regiert hat, und — wir denken — trotz Hegel und allen andern „Müden“, noch eine Weile beleben, erwärmen und regieren wird. Und zwar grade deswegen zu einem neuen Aufschwunge und neuen Leben für Jahrhunderte gelangen wird, weil gegenwärtig die Welt am Werke ist, das Wort der zwölf Apostel von vielem unnöthigen Zusatze säubern, ins Demokratische zu übersetzen und den Nationen selbst zur Vollziehung und Erfüllung zu übergeben.

— — Nun wollen wir noch einmal hinaus zum Düsternbrook, und uns des Anblicks der russischen Kriegsschiffe freuen. Sie glänzen so hell und schön im Abendroth, daß man seine Freude dran hat. Sollte mein Wort nicht Stich halten gegen die russische Propaganda „vom andern Ufer“; so kommt hierher, gleich ruft uns die russische Flotte den Nachtgruß durch ihre Kanonen zu: Das ist unser Weckerlied:

Heil und Sieg!
Hurrah!
Die Russen sind da!

Drum vorwärts im Jubel mit klingendem Spiel.
O Vaterland,
Uns brennt deine Schand',
Doch wir enden sie heute mit sehnender Hand.
Wo's das Höchste gilt, ist das einzige Ziel:
Tod oder Sieg.
Glückauf!
Ihr Freiheitskämpfer,
Im Dienste der Menschheit
Die Deutschen vornauf,
Vorwärts und drauf.

Heil und Sieg!
Hurrah!
Die Russen sind da!
O jubelt ihr Herzen in Kampfeslust
Beim Kriegsgesang
Beim donnernden Klang
Des befreienden Erzes im Schlachtendrang.
Wo's die Freiheit gilt, da durchbebt's unsre Brust:
Tod oder Sieg.
Glückauf!
Ihr Reihenbrecher,
Im Dienste der Menschheit
Die Deutschen vornauf,
Vorwärts und drauf.

Heil und Sieg!
Hurrah!
Die Russen sind da!

Dem Sklaven nicht gilt unser Kampf, unser Fluch
Er werde frei
Durch „Pulver und Blei"
Im Dienste der menschheit'gen Schandtyrannei.
Für die Gleichheit heißt's gegen knechtenden Trug:
„Tod oder Sieg!"
Glückauf
Ihr Sklavenbefreier,
Im Dienste der Menschheit
Die Deutschen vornauf,
Vorwärts und drauf.

Heil und Sieg!
Hurrah!
Die Russen sind da!
Die Stunde der Rache, der Sühne bricht an
Du schöner Tag,
Der endet die Schmach
Der freiwill'gen Knechtschaft, die schwer auf uns lag.
Dir o Deutschland gilt's, darum Mann für Mann:
„Tod oder Sieg!"
Glückauf
Ihr Todgeweihten,
Im Dienste der Menschheit
Die Deutschen vornauf,
Vorwärts und drauf.

Heil und Sieg!
Hurrah!
Die Russen sind da!

Der Freiheit die Gasse, wir brechen sie hier
Für Arm und Reich,
Für uns und für Euch,
Für den Freund und den Feind und für Alle gleich.
Dir o Menschheit gilt's, darum jubeln wir:
„Tod oder Sieg!"
Glückauf
Ihr Freiheitbringer!
Im Dienste der Menschheit
Die Deutschen vornauf
Vorwärts und drauf!

XX.

Eröffnung der Landesversammlung — Ein Omen. — Die Eröffnungsrede des Pastor Wolf. — Die russische Inschrift über der Thüre zum Sitzungssaale. — Reventlou's Thronrede. — Bargum's Rede. — Club der Linken.

Die Landesversammlung sollte mit einer kirchlichen Feier eingeleitet werden. Schon lange bevor der Gottesdienst begann, zog die Menge der Kirche zu; diese war bald gedrängt voll, und nur die Plätze für die Abgeordneten blieben übrig. Während Alles ihrer harrte, sah man auf einmal eine Fledermaus in der hellen, weißen und sonnenvollen Kirche über die Gemeinde hin- und herschießen. Was kann ich dafür? Aber mir ist selten eine äußere Erscheinung so unbehaglich gewesen, wie dieser Vogel des Zwielichts zur Einleitung der heutigen Feier. So oft er daherschnurrte und meine Sehlinie durchschnitt, war es mir, als ob ein unheimlicher Gedanke neuer Zweifel und neuen Unheils für Schleswig-Holstein vorüberzöge.

Es lag in Wahrheit ein trüber, dunkler Geist über der Versammlung wie über den Ereignissen der letzten Monate; es schwebte über Schleswig-Holstein der drohende Schatten des riesigen Nachtvogels, der im Nordosten Europas seinen Horst aufgeschlagen hat, und von dort aus die Völker in Angst setzt. Dieser lebendige Vertreter des Zwielichts der Barbarei und der Cultur, wie dasselbe in Rußland herrscht und heute auch Deutschland und Europa bedroht, in der Kirche, in der der Segen Gottes für Schleswig-Holstein angerufen werden sollte, erschien mir wie eine Art Hohn des Zufalls oder des Geschicks gegen unsere Feier.

Endlich kamen die Abgeordneten, setzten sich an ihre Plätze, und dann bestieg der Prediger, Pastor Wolf, die Kanzel. Er hielt eine schöne Rede, und ich würde sie mehr loben, wäre sie weniger schön gewesen. Mir erschien sie in Auffassung, Wendung und Stil — gesucht, coquet. Doch mag ich mich irren, und daher ein paar Auszüge aus derselben.

Gleich zu Anfang sprach er einen Segen über die Abgeordneten, und sagte:

„Ja, Herr! segne die Männer, die vor dir hier stehen, vor ihrem schweren Werke stehen, an Mühen groß und an Verantwortung. Segne sie und ihr Werk. Segne durch sie ihr Werk, und durch ihr Werk das Vaterland. Laß diese Feierstunde mit helfen an ihrem Theil, daß es so werde. Segne du denn auch deinen Knecht, dem befohlen worden, er solle hergehen zur

Stunde und predigen. Nicht mit dem Gefühl steht er heute an dieser Stätte, wie sonst. Herr! du wollest ihm Mitgänger sein auch durch diese Stunde, dann wird er reden nach deinem Herzen, und das Wort wird Herzen finden, und dann segnest du es. Amen."

Er fuhr dann fort und erzählte uns, daß man ihm den Text freigestellt, und er daher lange gesucht. — „Die Wahl war nicht leicht. — Hier ein Zug mehr am Bilde, und dort ein anderer Zug mehr" — bis er endlich gefunden, und zwar den 125sten Psalm:

„Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben, wie der Berg Zion.
Um Jerusalem her sind Berge; und der Herr ist um sein Volk her, von nun an bis in Ewigkeit.
Denn der Gottlosen Scepter wird nicht bleiben über dem Häuflein der Gerechten, auf daß die Gerechten ihre Hand nicht ausstrecken zur Ungerechtigkeit.
Herr, thue wohl den guten und frommen Herzen.
Die aber abweichen auf ihre krummen Wege, wird der Herr wegtreiben mit den Uebelthätern; aber Friede sei über Israel."

Nachdem er uns nun erklärt, warum er grade diesen Psalm erwählt, sagte er endlich: „Dies zur Verständigung; nun weiter."

In dem weitern Verfolg sagte dann der Redner zur Hauptsache: „Der Herr wird um uns her sein, wenn wir sein Volk sind." Und dann kam er zu der Entwickelung:

„Wann seid ihr das?“

„Wenn ihr das heilige Recht des Landes wahrt, wenn ihr einig bleibt, wenn ihr Gott vertraut, dann seid ihr das.“

„Der Herr wird um euch sein, wenn ihr das heilige Recht des Landes wahrt. Davon zuerst.“

„Wir achteten Recht und Gesetz. Wir lebten mit dem Nachbarvolk in Frieden. Da suchte dieses mit frevelnder Hand uns unser Recht zu rauben, raubte es uns. Wir standen auf für unser heiliges Recht, und kämpften und erkämpften es. Rebellen werden wir deshalb gescholten drüben, und wir sind's doch nicht. Wir wollten nichts, wir wollen nichts, als unser altes heiliges Recht. Und da hat jetzt das Vaterland euch herbeigerufen, ihr sollt sein Recht ihm wahren, schützen helfen. Wo seid ihr, meine Söhne, so ruft das Vaterland in dieser schweren Zeit euch zu, wo seid ihr, daß ich euern Händen anvertraue mein heilig Recht! Was die Versammlung, welche nun abgetreten, die constituirende Landesversammlung euch übermacht, des Landes Grundgesetz, laßt das euch ein theures Vermächtniß bleiben, die ihr berufen seid, als erste ordentliche Landesversammlung an die Stelle jener zu treten.

„In einem Tempel steht ein Altar, und auf dem Altar lodert die heilige Flamme. Das Feuer darf nicht verlöschen. Um den Altar stehen Priester, ihrer Sorge ist es übergeben, die Flamme zu behüten, sie

bürgen dafür mit dem Leben. So steht ihr, theuere Brüder, um den Altar des Vaterlandes; das heilige Feuer ist eurer Obhut anvertraut; ihr sollt die Priester sein, die es behüten. — Euern Händen und euern Herzen ist das heilige Recht des Vaterlandes anvertraut. O wollet Alle denn die Priester sein, die das Feuer schützen, daß es nicht verlösche! Und der Herr, der alle guten, frommen Herzen segnet, wird um euch her sein.

„Es ist hier der Ort nicht, und ich bin nicht der Mann dazu, um näher hier die Frage zu erörtern, ob denn im Streit, darin wir liegen, von Allen und überall Alles geschehen sein möge, um den Streit zu schlichten und den Frieden anzubahnen; ob Nichts versäumt sei, das geschehen durfte, um unsere Feinde zu versöhnen. Sie werde hingestellt diese Frage, hier ohne Antwort, als eine offene Frage für einen Jeden, eine müßige Frage ist es nicht. Wir haben hier die Blicke hinzurichten auf Das, was vor uns liegt, und da kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, die Bitte nicht zurückhalten: Möchtet ihr immer zum Frieden bereit sein. Möchte, während die eine Hand fest hält am heiligen Recht des Landes, die andere Hand stets ausgestreckt sein zur Versöhnung. Es darf ja auch ein ewiger Kampf nicht sein. Wehe, wenn es dahin kommen muß bei Völkern, die im Streite liegen, daß völlig besiegt das eine Volk zu Boden sinkt, und das andere dann im Uebermuth das alte, bekannte Sieger-

wort aussprechen darf: Wehe den Besiegten! dreimal wehe, wenn es Völker sind, die nebeneinander wohnen. Wo die Lerche aufsteigt von dem einen Lande, und wenn sie ihr Morgenlied gesungen, sich auf dem andern Lande wieder niederläßt; wo der Pflüger diesseits den Pflüger jenseits grüßt; wo tausend und aber tausend Verbindungen bestehen zwischen den Bewohnern beider Länder, Bande, die nicht für die Zeit geknüpft sind, sondern für die Ewigkeit, da darf der Streit nicht dauernd sein. Seid darum stets bereit zum Frieden, bereit dahin zu wirken, daß die Leidenschaft sich mindere. Ihr wißt es ja, die Leidenschaft macht taub, die Leidenschaft macht blind, und drüben, bei unsern Feinden, ist viel Leidenschaft.

„Doch vom Rechte weichen, von dem heiligen Recht des Vaterlandes weichen — das dürft ihr nicht, soll anders der Herr mit euch, mit euerm Werke sein.“

Am Ende aber sagt er dann auch: „Ein anderer besserer Prediger läßt euch ein Wort sagen; ich leihe ihm nur meine Zunge. Salomo, der Prediger, spricht: Seid nicht allzu gerecht, nicht allzu weise.“ Ich wollte Salomo hätte hinzugesetzt: „nicht allzu leidenschaftlos!“ vielleicht würde dann der Prediger auch hierin seine Lehre etwas gemäßigt haben.

Die Fledermaus war zu Anfang der Rede des Predigers verschwunden; ich weiß nicht, ob sie nicht grade bei dieser Warnung wieder erschien und Protest

gegen dieselbe einlegte. Soviel ist sicher, daß sie während der ganzen letzten Hälfte der Rede wieder beständig in der hellen Kirche hin= und herhuschte. Sie mochte im Namen Rußlands und der europäischen Reaction Amen dazu schnurren, als der Prediger in seinem Schlußgebet, in dem er den Segen Gottes anflehte, vor der Statthalterschaft, vor der Landesversammlung, vor dem Heere, vor dem ganzen theuern Vaterlande — den Segen des Königs von Dänemark vorausschickte:

„Segne du unsern Fürsten, Danmarks König. Segne ihn mit dem Geiste der Wahrheit und der Gerechtigkeit, mit dem Geiste des Friedens und der Liebe. Sei du um ihn her, unser Gott, und vertreibe Alles, was dem Zuge zu uns in seinem Herzen wehren möchte. Die Münze, darauf sein Bild, trägt die Ueberschrift: «Des Volkes Liebe meine Stärke». Herr! präge diesen Wahlspruch recht tief in sein Herz, und werde ihm zu mächtig. Schleswig=Holsteins, seines deutschen Volkes Liebe wird dann sein Lohn sein."

Die Wendung ist so geistreich als möglich, aber — „der Geist der Wahrheit" hätte doch vielleicht anders gesprochen, und etwa hinzugesetzt: „Aber wenn du ihm diesen Segen nicht geben willst, Herr, dann wende dein Angesicht ab von ihm, bis wir ihn besiegt und seine Macht zernichtet haben. Darum, o Herr, bitten wir dich!" —

Mir war das Alles zu schön, zu geistreich, zu ge=

sucht — zu kalt. Ich bin daran wol mehr schuld als die Rede und der Redner.

Aus der Kirche gingen die Abgeordneten zum kieler Schlosse, wo ein Saal zu ihren Sitzungen eingerichtet war. Ueber der Eingangsthüre zu dem Flügel, in dem die Landesvertretung tagen wird, stand in einer Rococoeinfassung: Q. F. F. S. Munificentia Catharinae II. Russiarum imperatricis, matris ac tutricis, Pauli, magni ducis Russorum, Slesvici et Holsatiae principis regnantis, haec arcis pars ruinam minans restituta est. A. R. S. MDCCLXV.

Recht so. Auch anderswo wollen wir uns hinstellen, wo die Russen einst gestanden, wollen wir den Platz wieder einnehmen, wo sie sich auf eine Weile an unsere Stelle gedrängt haben. Die Russen sollen uns den Boden hergeben zur Durchführung der Errungenschaften neuerer Zeit. Hier hausen die Volksvertreter Schleswig-Holsteins in dem Palaste, den Katharina ihrem Sohne bauen ließ. So wird's auch anderswo dereinst sein, und es ist nicht grade nöthig, daß eine russische Kaiserin die Paläste baute, in denen dereinst die Volksvertretung hausen und tagen wird.

In dem Sitzungssaale der Landesversammlung war ein verhältnißmäßiger Raum für das Publicum angebracht. Nur war dasselbe auch hier in zwei Classen getheilt, privilegirte und nichtprivilegirte. Unter der Erstern waren heute Heinrich von Arnim und Herr Bodenstedt.

Als Alle versammelt waren, hielt der Statthalter Reventlou die Eröffnungsrede. Sie wurde in ruhigem, festem Tone gesprochen. Hier ist sie:

„Hochgeehrte Herren!

In Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 20. October 1848 haben Sie durch das Vertrauen des Volks die Befugniß und die Verpflichtung erhalten, das Recht und die Interessen der Herzogthümer zu vertreten. Groß ist Ihre Aufgabe und grade jetzt bedeutungsvoller als je, da Schleswig-Holstein mehr als zuvor auf die eigene Kraft und Ausdauer angewiesen ist und die gegenwärtige Haltung des Volks und seiner Vertreter über die fernere Zukunft des Vaterlandes entscheiden wird.

Von aufrichtiger Friedensliebe beseelt, hat die Statthalterschaft sich wiederholt bestrebt, den Frieden durch versöhnliche Schritte herbeizuführen, Dänemark hat alle Versöhnungsversuche entschieden zurückgewiesen und will das Recht des Landes mit dem Schwerte des Eroberers brechen. Wir haben dem feindlichen Einfall bewaffnete Gegenwehr entgegengesetzt, und bei Idstedt ward eine blutige Schlacht geschlagen. Die Schlacht ist verloren. Der Verlust vieler Braven wird tief beklagt und der größte Theil des Herzogthums Schleswig leidet jetzt unter dem Druck des übermüthigen Feindes, aber die Wehrkraft des Landes ist nicht gebrochen. Unsere Armee, unterstützt durch die Hülfsleistung des deutschen Volks, mehrt sich von Tage zu Tage, und

freudig schließt sich der Zuzug freiwilliger Mannschaften den Waffenbrüdern an.

Mit tiefer Trauer blicken wir auf die Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes; wir unserseits sind aber fest entschlossen, als treue Söhne Deutschlands auszuharren und für die Ehre und das Recht der Herzogthümer zu kämpfen, bis es gewährt worden ist. Unsere brave Armee kennt ihre Pflicht und wird ihre Aufgabe erfüllen.

Dem Berliner Vertrage vom 2. Juli d. J., der uns den Frieden nicht bringen sollte, und den Ansprüchen fremder Cabinete gegenüber hat die Statthalterschaft das Manifest vom 22. Juli erlassen und hofft Ihrer Zustimmung versichert zu sein. An den zu Frankfurt wegen Neugestaltung des deutschen Vaterlandes eingeleiteten Verhandlungen ist die Statthalterschaft nicht betheiligt; Deutschland entbehrt noch einer höchsten leitenden Behörde. Mit fremden Regierungen steht das auswärtige Departement in keiner officiellen Verbindung; wir entbehren ihres Schutzes, sind aber in unsern Entschließungen unbehindert, und vertrauen in dieser vereinzelten Stellung auf die Gerechtigkeit unserer Sache und unser gutes Schwert.

Die Geldmittel zur Fortführung des Krieges sind erschöpft. Die Ungewißheit der Fortdauer des Krieges und die verfassungsmäßige Pflicht, das Kriegsbudget der Genehmigung der Volksvertretung zu übergeben, haben indeß die Vorlage finanzieller Anträge

erforderlich gemacht. Die Statthalterschaft vertraut auch für die Zukunft auf die Vaterlandsliebe und Hingebung der Herzogthümer und erkennt mit Dank die Unterstützung an, welche das deutsche Volk durch Sendungen von Geld und andern Gegenständen gewährte und ferner gewähren wird.

In dieser außerordentlichen Diät an dem fernern Ausbau des innern Landesorganismus zu arbeiten, erscheint der Regierung nicht gerathen, da zunächst alle Kräfte darauf zu richten sind, die rechtliche Existenz der Herzogthümer zu bewahren und zu befestigen. Nur eine auf den Geldverkehr und dessen Erleichterung hinzielende Veranstaltung, betreffend das Ausprägen von Scheidemünze, und einige Modificationen der Aushebungsgesetze erschienen als dringendes Bedürfniß.

Hochgeehrte Herren! Die Gegenwart ist ernst und verhängnißvoll, lassen Sie uns in diesem Bewußtsein fest zusammenstehen und im Vertrauen auf die höhere Waltung Gottes die Kraft uns erhalten, um unsere gute Sache zum guten Ende zu führen.

Ich erkläre hiermit diese außerordentliche schleswig-holsteinische Landesversammlung für eröffnet."

Man kann nicht umhin, den Ernst dieser Rede zu loben. Sie athmet ein gewisses Selbstvertrauen und flößte solches ein.

Nach Reventlou sprach der Alterspräsident kurze ernste Worte. Die Wahl zum Präsidenten fiel dann auf Herrn Bargum, der schon Vorsitzender der con-

stituirenden Versammlung gewesen war. Er sagte bei der Einnahme des Präsidentensitzes:

„Ihre Wahl, meine Herren, hat mich berufen, die Versammlung in der nächsten Zeit zu leiten. Mein Bestreben wird sein, Ihr Vertrauen nicht zu täuschen. Ich fühle die Verantwortlichkeit, die auf Ihnen Allen lastet, um so tiefer, weil die Verhältnisse schwierig und außerordentlich sind. Ein großer Theil des Landes ist in feindlichem Besitz; in einem Theile Schleswigs haben die Wahlen nicht geschehen können. Die Hülfe der vergangenen Jahre ist von den deutschen Fürsten diesmal nicht geleistet. Die Bevollmächtigten der Großmächte haben in einigen französischen Worten niederschreiben lassen, was sie aus den Herzogthümern machen wollen. Ihre Berechtigung ist keine andere als: tel est notre plaisir.

Es kommt dazu die Trauer über die tief zerrüttete Lage unsers gemeinsamen Vaterlandes. Eine Regierung, die jetzt allein noch unsere Sache nicht hat fallen lassen — wofür ich ihr den tiefsten Dank weiß — hat doch jüngst einem Mann ein hohes Amt verliehen, der vor nicht langer Zeit in einem Theile unsers Landes für Maßregeln wirksam war, zu denen ein preußischer General, ein Ehrenmann in jeder Beziehung, seine Mitwirkung nicht leihen zu können glaubte. Eine deutsche Regierung hat einen Mann an die Spitze des Ministeriums gestellt, der in einem andern Staat als Fälscher verurtheilt ist. Muß das Erstere ein bitte-

res Gefühl erregen, so muß das Zweite jeden Mann von Ehre mit Scham und Entrüstung erfüllen. Eine deutsche Regierung hat es geschehen lassen, daß ein dänischer Gesandter Holstein und Lauenburg in Frankfurt repräsentirt. So sind die Verhältnisse.

Die Gerechtigkeit unserer Sache hat sich seit früher nicht geändert; das Vertrauen zu unserm Recht ist befestigt und gewachsen. Unsere deutschen Brüder leisten uns ihren Arm in herzerhebender Weise. Es steht unser für den Augenblick zwar nicht siegreiches, aber kampfgerüstetes Heer bereit, dem Feinde wieder zu entreißen, was Tapferkeit und Glück ihn erringen ließ. Und wäre unsere Kraft zu gering, den Gewaltigen der Erde Widerstand zu leisten, so wird uns nicht verlassen das Vertrauen auf den Allmächtigen, vor dessen Willen, wenn es sein soll und die Zeit da ist, alle Protokolle der Großmächte zerstieben werden, wie Spreu vor dem Winde. Unser Wahlspruch sei: nec temere nec timide; halten wir ihn fest; nicht verzagt und nicht übermüthig, aber auch nicht kleinmüthig wollen wir an unsere Arbeit gehen. Wären wir bestimmt, die Vorkämpfer zu sein für Ehre und Recht, so wollen wir uns doch nicht gebrauchen lassen zum Umsturz aller Ordnung."

Wir loben auch diese strengen, ernsten Worte. Die Versammlung saß in achtunggebietender Einfalt und Kälte dort, und sah wol so aus, als ob sie auch so dort sitzen werde, wenn die Gallier des Nordens einst

in diesen Saal treten und sie an den Bärten fassen wollten. Die ganze Feier hatte auf mich einen wohlthuenden und erhebenden Eindruck gemacht, und ich ging mit dem Gefühle weg, daß man alle Opfer von diesen Leuten fürs Vaterland fordern könne, und daß sie rücksichtlos Alle das Letzte opfern würden.

Ich hatte Königssitzungen in Frankreich, in England, in Belgien und in Deutschland beigewohnt. Aber in keiner war mir die Würde der Volksvertretung so „ehrenwerth" vorgekommen wie hier. Während man überall durch kalten, nichtssagenden und sinnlosen Pomp, durch Schranzenprunk und Soldatenklingklang die Feier dieses Tages zu heben sucht, mußte hier durch Vergleichung recht klar werden, wie erst grade bei der Abwesenheit des Flittergoldes und des Paradenhochmuths die ganze Würde und die volle Bedeutung einer wahren Landesvertretung sich geltend macht. Komödie — und ernstes Leben, das ist der Unterschied zwischen dort und hier.

Kiel, den 10. September.

Die heutige Sitzung war ohne Bedeutung und nach der Stimmung aller Abgeordneten war auch vorauszusehen, daß die ganze Session nicht viel zu bedeuten haben werde. Die Opposition, die in den Wahlen zum Bureau sich als fast gleich stark wie die Anhänger der Regierung gezeigt hatte, war so ziemlich ent-

schlossen, die Regierung nicht ernsthaft anzugreifen, obgleich sie deswegen nichts weniger als mit ihrem Benehmen einverstanden. Die Hauptführer der Opposition theilten meist die Ansicht, daß sie die Regierung gegenwärtig nicht stürzen und somit noch weniger schwächen dürften. Nicht stürzen, weil keine Partei, die weiter links liege, irgendwie auf den Beistand der Parteien mehr rechts hoffen dürfe; nicht schwächen, weil dies ja in dem gegenwärtigen Augenblicke dem äußern Feinde zu Gute kommen müsse. Der Plan der Opposition war also, im Ganzen der Regierung alle mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen, und nur ihre eigene Stellung grundsätzlich durch Anträge auf Schwurgerichte und Amnestie zu sichern, ohne aber an das Verwerfen dieser Anträge einen systematischen Widerstand zu knüpfen. Herr Dr. Lafaurie war ungefähr der Einzige, der dazu rieth, die Durchsetzung dieser Anträge im Falle der Noth durch Steuerverweigerung und Austritt zu erzwingen.

Es war hiernach klar, daß die ganze Session eine ziemlich leere werden müsse. Der Opposition gereichen die Scrupel, die ihr verboten, der Regierung irgend Etwas in den Weg zu legen, um so mehr zur Ehre, als sie grade in dem Bewußtsein so handelte, daß die Conservativen im Gegentheile das Vaterland den Parteiansichten opfern würden, wenn zufällig eine nichtconservative Majorität die Regierung stürzen und ein Ministerium aus den Reihen der Opposition rufen

würde. Man mag es — je nach dem Standpunkte, auf dem man steht — tadeln, daß die Opposition nicht rücksichtlos vorwärts trieb; aber man wird die Beweggründe, die sie lenkten, um so anerkennungswerther finden, als sie dafür von der Regierungspartei keine Billigkeit, und von der weiter links liegenden, außer- und überparlamentarischen Demokratie Hohn und Spott erntete.

Diese Politik war übrigens für mich eine Veranlassung, recht bald wieder nach Altona zurückzugehen, weil ich unter so bewandten Umständen keinen Grund hatte, länger in Kiel zu bleiben.

Den Abend brachte ich im Club der Linken zu. Was soll ich davon sagen? Ich war ja Gast und darf nichts verrathen. Nur soviel, daß die Clubsitzung fast noch langweiliger und fast noch tonloser war, wie die Mehrzahl der Clubsitzungen unserer selig entschlafenen Frankfurter Reichsversammlung. Ich glaube überhaupt, das ganze Clubwesen ist vom Bösen. Doch davon nicht hier.

XXI.

Wyneken entlassen. — „Mephistopheles" für Wrangel. — Die Leichenvögel und Aufräumer der Zeit. — Der Angriff auf Missunde. — Brief an Beseler.

Rendsburg, den 11. Sept.

„Wyneken ist entlassen; es wird nun doch ernstlich losgehen", hieß es in Kiel und ich hielt deswegen auf meinem Heimwege nach Altona in Rendsburg an. — Es ist wahr, Major von Wyneken ist entlassen. Er war nach und nach immer mehr als das rückhaltende Element im Hauptquartier hervorgetreten und angesehen worden. Man behauptet, daß er nach dieser Richtung hin den größten Einfluß auf General Willisen ausübe, und den entgegengesetzten Vorwärtsbestrebungen des Obersten von der Tann überall im Wege stehe. In den letzten Tagen war Kriegsrath gehalten worden. Ich war nicht dabei und spreche nur von Hörensagen; aber es hieß, daß die Vorwärtspartei in demselben den Sieg davongetragen habe; obgleich Major Wyneken jeden Angriff für unmöglich, undurchführbar erklärt

und daher zu Unterhandlungen mit Dänemark gerathen habe. Von seinen Gegnern überstimmt, habe ihn der General Willisen aus dem Stabe entlassen und ihm den Befehl über ein Bataillon angeboten; wogegen Major von Wyneken ein Reiterregiment gefordert und als ihm dies nicht zugestanden, seinen Abschied eingereicht habe und dieser vom Obercommando angenommen worden sei.

Es liegt in dieser einen Thatsache eine Art Serailrevolution für den Generalstab und das Kriegssystem. Wyneken war tonangebend im Hauptquartier gewesen, und der Ton, den er angab, war der des schwarzweißen Soldatenthums. Er war es vor Allen, der dafür sorgte, daß das Heer kein „gefährliches" werde, der unter Andern Müller beseitigt hatte, um die Armee „politisch rein" zu erhalten, der allen demokratischen Elementen bis in die letzte Zeit den Weg zum Heere und wenigstens den Weg ins Offiziercorps, zu versperren wußte. Wenn dies — wie das unserer Ansicht nach gar keinem Zweifel unterworfen sein kann — ein großes Unglück für Schleswig-Holstein war, so ist der Major Wyneken ganz besonders für dies Unglück und den Nachtheil, den Schleswig-Holstein daraus zieht, verantwortlich. Sein Austritt aus dem Heere ist ein Glück für Schleswig-Holstein, nur ist zu fürchten, daß derselbe sehr spät stattfindet, vielleicht zu spät, um wieder gut zu machen, was der Einfluß dieses Mannes verdorben hat; nur ist zu fürchten, daß der Geist des

Heeres und Offiziercorps bereits so angefressen ist, daß sein Austritt jetzt nicht mehr die Folgen haben kann, die er noch vor drei, vier Wochen gehabt haben würde.

Ich sprach ein paar Offiziere des Generalstabes, und der Eine sagte mit einem fortwerfenden Tone über Wyneken: „Ein Mann, der kein Vertrauen in unser Heer, kein Interesse für unsere Sache, keine Liebe zu unserm Lande hat — war hier nicht länger am Platze.“ Wunderbar; das war ja vom Anfang an kein Geheimniß, Herr Major von Wyneken muß selbst daraus kein Geheimniß gemacht haben, denn ich entsinne mich aus der Zeit, wo er ins schleswig-holsteinische Heer trat, einer Zeitungsnachricht, in der es hieß, daß Major von Wyneken erklärt habe, er habe zwar gar keine Sympathie für die revolutionairen demokratischen oder liberalen — ich habe das Wort vergessen — Elemente in Schleswig-Holstein, aber er gehe hin als Soldat und nehme Dienst als solcher. Man brauchte ihn nur einmal zu sehen und zu hören, um zu wissen, wo bei ihm die Glocken hingen und was die Uhr geschlagen. Er mag zu stolz gewesen sein, um zu heucheln; so viel ist gewiß, daß man ihm den aristokratischen Stock- und Junkersoldaten sehr bald ansah, da er ihn sehr offenherzig herauskehrte.

Und ist es nicht ein ganz ähnliches Verhältniß mit Willisen selbst? Noch heute sagte mir Hauptmann .... auf dem Hauptquartier in Gegenwart von Lieutenant

von Raumer: „Wir werden jetzt losschlagen; aber wenn der General jetzt losschlägt, so geschieht es gegen besseres Wissen und bessere Ueberzeugung, contre coeur“ (war, glaube ich, der Ausdruck). Ist das nicht in anderer Art und etwas gemäßigter doch ganz dieselbe Geschichte? Ob Wyneken kein Interesse für unsere Sache, keine Liebe zu unserm Volke, ist weniger bedeutend, als daß er kein Vertrauen zu unserm Heere hatte; dies ist am Ende doch die Hauptsache, und hier steht dann, wenn der Herr Hauptmann seinen Chef nicht verleumdete, (was nicht wol möglich, da die Aeußerung in Gegenwart Anderer fiel und von diesem als etwas Bekanntes und sich von selbst Verstehendes hingenommen wurde) Willisen vollkommen auf demselben Standpunkte wie Wyneken. Warum Jener nicht ebenso gut ausgetreten, oder Dieser nicht ebenso gut hätte bleiben können, ist mir nicht klar.

Während des Gesprächs, in dem die obigen Aeußerungen fielen, trat Major Wyneken ins Zimmer. Und ich habe dann freilich selten einen größern Abstand gesehen, als den zwischen dem Manne, den ich in Falkenberg seinen Ordonnanzbedienten andonnern hörte: „Ich gebe nicht zweimal meine Befehle!“ — dem Manne, der sonst hier stets in Blick und Bewegung den Dictator ankündigte — und dem Manne, der heute zuvorkommend lächelnd und um Entschuldigung bittend mit einer Verbeugung ins Zimmer trat. Ein Taubstummer, der diese verschiedenen Stellungen und Auf-

tretungsweisen gesehen, würde gewußt haben, was vorgegangen. Sans comparaison, so mag der Fuchs ausgesehen haben, als er seinen Schwanz verloren hatte.

Auf der Fahrt von Rendsburg nach Altona frug man uns auf allen Stationen, ob es nichts Neues gebe. In Elmshorn trat ein Soldat auf Krücken hervor und frug ebenfalls. Ich antwortete ihm: „Nichts, als daß Major Wyneken seinen Abschied genommen und erhalten hat." — „Das thut mir leid", sagte der zum Krüppel geschossene Soldat, „das war der einzige Offizier vom Stabe, den wir am 25. Juli im Feuer gesehen haben." Ich frug noch: „Wo habt Ihr denn gestanden?" Und er antwortete: „Bei Wedelspang."

Ich wiederhole diese Aeußerung gerne; weil ich Aehnliches von anderer Seite gehört hatte und, wie wenig mir auch das Wesen dieses Mannes hier und an seinem Platze zusagte, so ist man ihm doch die Gerechtigkeit schuldig, daß alle Welt, Freund und Feind, ihn für einen tüchtigen Offizier und einen tapfern Soldaten gelten ließ.

Altona, den 13. September.

Schon vor mehrern Wochen begegnete mir Dr. J. einmal in Rendsburg auf der Straße und frug mich schmunzelnd: „Haben Sie die Antwort Wrangel's auf

Ihren Brief im «Mephistopheles» gelesen?" Ich sah dem Lächeln an, daß hier Einer mishandelt worden sei und auch war. Ich dachte: „Was liegt daran?" und vergaß den „Mephistopheles" nachzusehen.

In Kiel thaten mir die Herren Redactoren des „Kieler Correspondenten" die Ehre an, den „Witz" des „Mephistopheles" während der Tage, die ich dort war, abzudrucken. Hier ist er:

„Deinen Brief hab' ich gelesen; Jotte! wenn die wasserblauen
Demokraten Witze machen, ach, dann fängt mich an zu grauen!
Doch ich geb' für jeden Dänen, den Du schieß'st, ein Pfund Charpie.
Bist Du nun zufrieden?
Wrangel, General der Cavall'rie."

Ich war nach Schleswig-Holstein gekommen, meine Haut für Schleswig-Holstein zu Markt zu tragen; in einem Augenblick der Entrüstung und Beschämung ob der Schmach, die Preußens Politik seinem tapfern Heere auflastet, gab ich diesem Gefühle Worte und richtete sie an Wrangel. Wofür bespuckte mich der „Mephistopheles" des Herrn Marr im Namen des tapfern Generals aus der Ferne; und die tapfern conservativen Diplomaten des „Kieler Correspondenzblattes" glaubten sich verpflichtet, Briefträgerdienst für Herrn Mephistopheles Marr zu thun, und den Klecks an seine Adresse bringen zu müssen. Noble Compagnie!

Ich wüßte auf den Hohn des „Mephistopheles“ schon die rechte Antwort. Aber, beim Himmel, ich halte mich dafür zu gut. Die eiterbeißigen giftigen Thierchen können oft verletzen, aber wer sich herabläßt, danach zu greifen, besudelt sich noch überdies an dem Schmutze, in dem diese Art lebt. Es geht ihnen — um ein anderes Bild zu gebrauchen — wie den Verkrüppelten und Buckligen, sie dürfen frech sein, weil wer sich für eine Beleidigung an ihnen rächen wollte, sich entweder lächerlich macht, oder wo er hart trifft, ein Unrecht begeht. Laß sie laufen.

Altona, den 13. September.

Es ist mir einmal zu Köln auf dem Maskenballe des Gürzenich passirt, daß mir ein Hanswurst unversehens einen Schlag mit der Narrenpritsche gab; ich drehte mich rasch um, und noch ehe ich recht wußte, was ich gethan, hatte ich dem Narren durch eine derbe Ohrfeige seine Artigkeit erwidert. Das wäre aber beinahe eine schlimme Geschichte geworden; denn auf dem Balle galt Maskenfreiheit, und nur ich nahm in meiner überraschten Tölpelei die Sache übel, die alle Welt sich, ohne Arg darin zu sehen, gefallen ließ. — Ich habe mich acht Tage lang über die Ohrfeige geärgert.

Heute aber kommt es mir fast so vor, als ob ich gestern der Maske „Mephistopheles“ gegenüber ebenso Unrecht gehabt hätte, als in jener Carnevalsnacht gegen

den Hanswurst auf dem Gürzenich zu Köln. Es muß Maskenfreiheit herrschen auf dem tollen Carnevalsball der heutigen Politik. Wozu mische ich mich mit meiner ernsten Miene unter alle Harlekins, Hanswürste, Zauberer, Zigeuner, Banditen, Wahrsager, Panduren, Baschkiren, Hofdamen und Donquixote der Politik? Wie darf ich's verargen, daß Jeder mich auf diesem Maskenballe in seiner Art anredet, und wenn er eben die Pritsche schwingt, während ich vorübergehe, sie auf meine Schultern niederfallen läßt?

Unter Narren ein Gescheiter bleiben zu wollen, ist ein schlechtes Spiel. Mit den Wölfen muß man heulen, sagt die praktische und überall auf die fette Seite fallende Butterbrotnatur des großen Philosophen Sancho Pansa, und Talleyrand copirte ihn nur, wenn er sagte: „C'est un grave tort d'avoir raison, quand tout le monde a tort."

Verzeihung, ihr Herren von der Pritsche, wenn ich eurem Gevatter Mephistopheles etwas zu derbe entgegengetreten bin. Es thut mir das um so mehr leid, als ich ja ganz gut weiß, daß diese Art heute naturgemäß, berechtigt und nothwendig ist.

Die Natur ist ewiges Leben; sie leidet nichts Todtes; wo Ausgelebtes hinsinkt, da stürzen von allen Seiten lebende Wesen über das Todte hin, und räumen auf, und finden in dem Abgestorbenen selbst Nahrung und neues Leben. Und so auch in der Welt der Geister. Wo eine hingestorbene Geistesrichtung als Leiche am

Wege des Lebens liegt, da stürzen die geistigen Leichenkäfer und Todtenvögel von allen Seiten über das Todte her und suchen und finden Nahrung und Leben in dem Hingestorbenen und machen Platz für Andere, für bessere geistige Lebenselemente.

Der Witz, die Ironie, der Hohn, die speiende Verachtung sind die Leichenkäfer des geistigen Lebens. Sie werfen sich auf Alles, was ihnen in den Weg kommt und verzehren, zersetzen, räumen auf, was ihnen nicht zu widerstehen Kraft und Leben genug besitzt. Wir sehen diese Art schon lange im Werke, sie wird wol noch eine Weile zu thun haben, denn die Leichen der hingegangenen Geistesrichtung haben in gar guter, fetter und gesunder Mast gelebt; nachdem sie endlich eine nach der andern vom Finger Gottes, vom Blitze des Geistes getroffen, hinsinken, will es Zeit und Weile haben, ehe sie von den kleinen Witz- und Hohnkäfern vollkommen aus dem Wege geräumt sind. Aber es geht doch rascher, als man glauben sollte. Und wer in einiger Zeit wieder dort vorbeikommen wird, wo heute eine Professor-, Minister-, Polizeipräsidents-, Pfaffen- oder Friedenssoldaten-Leiche, scheinbar noch gar nicht angegriffen, liegt, wird sich wundern, wie rasch diese kleinen Hohn- und Spottvögel der Verwesung ihr Werk vollbracht und die Leichen aufgeräumt haben.

In allen großen Uebergangsperioden findet man diese Erscheinung wieder, und wer mir armem, unbe-

rufenem doctor=, professor=, amt= und gehaltlosen Menschen das nicht glauben will, der lese nur eines gar gewichtigen Mannes Buch über die Erscheinungen im Geistesleben der Reformationsepoche. Es war mir oft, als ob ich, was der Mann so schön in der Vergangenheit offenlegte, mit Händen in der Gegenwart greifen könnte; und was noch wunderbarer, wenn ich zugriff, kam es mir dann so vor, als ob ich meinen Mann, der mir die Vergangenheit erklärte, leibhaftig am Kopfe hätte, wenn ich nach der Gegenwart gegriffen und sie erfaßt zu haben glaubte. So erzählt er uns aus der großen Zeit der Reformation:

„Die Freiheit, die Zwangslosigkeit, ja selbst die völlig anarchische Zügellosigkeit schlug im ersten Augenblicke dieser großen Revolution zur Zierde an; was ihr die Heiligkeit des einen Standes, die Sinnigkeit und der Adel des andern, der Ernst des dritten nicht geben konnte, das gab ihr der Leichtsinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüstliche Humor der untern Stände."

„Gegen die Unnatur und Convenienz gehen die grotesken Figuren (die „Mephistopheles", die „Kladderadatsch", die Caricaturen von Frankfurt und Berlin,) „in Literatur und Leben aus; sie spotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anstand mit Füßen; sie gehen auf die große Revolution aus, des Menschen Naturtrieb und ursprüngliche Roheit wieder zu Ehren zu bringen; weil auch

wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas" (wir würden sagen sicherer etwas Gutes) „zu machen ist als aus einer verdorbenen überfeinerten."

„Man ergötzt sich an diesem Wahrheitseifer, dieser Derbheit, diesem Cynismus — und doch mag man sie wieder nicht, sobald man sich persönlich verletzt fühlt."

Mea culpa! Mea culpa!

„Man privilegirt diese Narren und prügelt sie; man will sie in der Theorie und ärgert sich über sie in der Praxis."

Mea culpa! Mea culpa! Uebrigens ist diesen Leuten gar nicht anzukommen; denn:

„Sie haben keine Todesfurcht, sie haben kein Gewissen; sie fürchten keine Gespenster; sie haben nicht Furcht noch Hoffnung; sie werden von keinen Sorgen gequält, sie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe" —

Was soll man gegen einen solchen Menschen anfangen? Da ist Alles aus, und somit nehme ich feierlichst allen Aerger, den mir der Pritschenschlag des „Mephistopheles" beigebracht, hiermit feierlichst zurück.

Doch weiter im Texte.

„Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit, keine Polizei wird respectirt von diesen eigentlichen Repräsentanten der Revolution und Anarchie; sie spotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, des stationairen Sprüchwortes, der Philisterei, der Phantasterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht,

sie wissen sich vor ihrem Gewissen sicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Gesetzes. Sie sind aller Welt Feind und kaum Freund mit sich selber. Umstürzen ist ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben sie keine Gedanken. Sie wollen alles simplificiren, welches das große Ziel ihrer Umwälzung ist."

„Und wirklich verjüngte diese ganz eigenthümliche satirische Kraft, dieser Muthwille und diese Indolenz die deutsche Nation; wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen sie dem Volke die verlorene Freiheit des Geistes wiedergab, sie aus dem Schlafe des Alters, der Contemplation, der Abgeschiedenheit weckte; sie tilgte die Altklugheit der greisenhaften Jugend, die eine stete Frucht der conventionellen Gesellschaft ist, sie tilgte Scholastik und Papismus, sie drängte selbst die pathetischen Poesien aus dem Leben, sie setzte an ihre Stelle der Weisheitslehrer lebensfrohe Greise, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humanisten, welchen der ciceronische Stil und die immense Belesenheit in dem Alter nicht das deutsche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rüstige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf." —

„Wie schade, daß das Alles ins Extrem überschlagen mußte", setzt Gervinus hinzu, denn er ist es, der uns hier im Spiegel der Vergangenheit

das Bild der Gegenwart zeigt*). Wir möchten fast auch in diesen Ausruf mit ihm einstimmen: „Wie schade, daß dies Alles ins Extrem überzuschlagen droht!"

Wir hoffen, daß diese Drohung nicht in Erfüllung gehen wird, und deswegen nennen wir die Sache beim ernsten Namen. Wie berechtigt auch dies Streben der Auflösung des alten Bodensatzes ist, wie naturgemäß neben den lebendigen Anflügen einer großen neuen Zeit auch diese geistigen Leichenaufräumer der Gegenwart sind, wie unerläßlich auch dies Werk der Zersetzung — das Werk der Anarchie; — so wollen wir doch nicht verkennen, nicht einen Augenblick vergessen, daß eben hier nur von einem Uebergange die Rede ist und sein darf, daß diese Lust am Zersetzen, dieser Beruf die Verwesung zu fördern — doch nicht das Leben selbst ist. Jedem das Seine, den Leichenkäfern und Verwesungswürmern ihre Arbeit in den Cadavern; wir haben Nichts dagegen; nur hoffen wir, daß dieser zeitige und vorübergehende Beruf nicht höher gestellt werde, als er stehe, und nicht weiter greife als ihm gebührt — die Leichen nur sind ihm verfallen.

Unsere Zeit hat deren übrigens mehr als vielleicht

*) Gervinus, „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen." II. S. 308. 351. 353. 355. 356. 358. Schlosser sagt über die ähnliche Periode des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich: „Die witzigen und leichtfertigen Schriftsteller bewirkten durch Hohn und Spott, was durch Gründe oder Gewalt nie hätte bewirkt werden können."

irgend eine Periode in der deutschen Geschichte. Jahrhunderte der innern Fäulniß haben endlich im geistigen Leben Deutschlands eine wahre Pestseuche hervorgerufen. Alle Felder des geistigen Lebens liegen voll Cadaver. Um den Thron, um den Altar, um den Lehrstuhl und selbst um die Fahne des Kriegers thürmen sich die Todten haufenweise. Daher von allen Seiten auch die Leichenvögel in Scharen heranziehen.

Wir aber wollen nicht vergessen, daß, wie nothwendig auch Jener Werk heute ist, doch es ein höheres gibt. Aus dem Treiben der Verwesung, aus der nothwendigen Anarchie den Gedanken des Lebens, das Bewußtsein der höhern Menschenwürde, des Ernstes und der Wahrheit, des Rechts und des Gesetzes im Völkerleben zu retten: das ist das edlere Ziel. Wohl Denen, die es erreichen.

Altona, den 18. September.

Unser Angriff auf Missunde ist fehlgeschlagen. Daß man den Versuch machte, Missunde wieder zu nehmen, erklärt sich leicht, denn ein Blick auf die Karte zeigt, daß man von dort aus, durch Angeln auf Flensburg zu, den Feind in Schleswig stets in seinem Rücken bedroht. Warum man aber Missunde nach der Schlacht von Idstedt so rasch aufgegeben? ist eine andere Frage. Die Frage *ist* um so natürlicher, als nach der Schlacht bei Idstedt unsere *zweite* Brigade

die nach der ersten Brigade am wenigsten gelitten hatte und ungefähr unangebrochen am Ende der Schlacht bei Wedelspang stand, von hier — und ein großer Theil der dritten Brigade von Berend aus — ihren Rückzug nach Missunde nehmen mußten und nahm. Warum wurden diese unmittelbar von hier nach Rendsburg zurückgezogen? — Die Antwort ist einfach: Weil unser Obercommando sich nicht im Stande glaubte, diese Stellung, wenn sie angegriffen werde, bei der damaligen Stimmung des Heeres, vertheidigen zu können, und dann fürchten mußte, diesen Theil des Heeres von dem Hauptheere abgeschnitten zu sehen. Ob diese Furcht gerechtfertigt war? — das ist wieder eine andere Frage. Die Dänen waren durch die Schlacht mürbe, so mürbe als die Schleswig-Holsteiner selbst, vielleicht noch mürber. Aber unser Commando war von Allen am mürbsten, glaubte die Dänen nächstens vor Rendsburg zu sehen und zog daher so rasch als möglich das ganze kleine Heer in Rendsburg zusammen. Bei Idstedt wurden Willisen und unsere Führer vollkommen geschlagen — nicht eigentlich das Heer und Jene hatten daher auch am klarsten das Gefühl der Niederlage, und dies Gefühl trieb sie von Missunde nach Rendsburg.

Jetzt sollte Das wieder gut gemacht werden; aber es wurde Nichts wieder gut, sondern Alles noch schlechter gemacht. Die Unserigen drangen auf Eckernförde vor, vertrieben dort die Dänen, die sich hier nicht

halten konnten und wollten, und drangen dann ebenfalls bis nach Missunde vor. Hier hatten sich die Dänen verschanzt. Eine Abtheilung der Unserigen unter Lieutenant Koch stürmte die erste Schanze; aber diese Tapfern wurden nicht unterstützt und so fielen sie in Gefangenschaft. Dann zogen sich die Unserigen nach einer Kanonade wieder zurück, und die Dänen rückten nach und verfolgten die Unserigen bis sie wieder stillestanden und endlich die Nacht dem Kampfe ein Ende machte.

Das sind die Thatsachen; man nannte den ganzen Zug ein Recognosciren*).

General Willisen erließ über diesen Vor- und Rückzug, einen Armeebefehl, der da lautet:

Hauptquartier Schulendamm, d. 13. Sept. 1850.

Ich danke der Armee für die in den Tagen vom 12. und 13. bewiesene Ausdauer und Tapferkeit. Alle Truppen, welche am Gefecht Theil genommen, haben ihre Pflicht gethan, die Armee wird so immer kriegsfähiger. Die Tage sind nicht ohne schmerzliche Verluste gewesen, das erste Bataillon hat durch seinen ruhmwürdigen Angriff auf den Brückenkopf von

*) Auffallend genug ist, daß schon acht Tage vorher der Correspondent der „Daily News", der stets im Hauptquartier zu Rendsburg lebte, berichtete, daß die Dänen alle ihre Truppenabtheilungen aus ihren Stellungen diesseits der Schlei zurückgezogen hätten.

Missunde am meisten gelitten. Wir haben erreicht, was wir wollten, dem Feinde durch eine gewagte Unternehmung, die ihn aus seiner Stellung von Schleswig herauslocken sollte, die Schlacht auch im offenen Felde unter den günstigsten Bedingungen für ihn angeboten, haben ihm alle seine Verschanzungen und Lager im Osten bei Eckernförde, Holm, Kochendorf und Hummelfeld zerstört, ihm gezeigt, daß er nicht so Herr in Schleswig ist, wie er es zu sein vorgibt.

Ich sehe den Berichten der Truppen entgegen, um ausgezeichnete Tapferkeit durch Beförderungen zu belohnen.

Der commandirende General
v. Willisen.

Ein paar Tage später erschien der dänische Bericht, und dieser sagt:

„Der Feind hat am 12. Nachmittags unsere Vorposten auf mehrern Punkten angegriffen. Die gegen Dorfstedt, Bennebeck, Kropp und über Brekendorf vorrückenden feindlichen Abtheilungen gingen nach einem kurzen Engagement mit unsern Vorposten, das zu keinem Resultat führte, wieder zurück. Bei Kochendorf hingegen wurde das zehnte leichte Bataillon nach einem Kampfe von einigen Stunden genöthigt, sich über Cosel zurückzuziehen, wo das dritte Jägercorps das Gefecht nach Missunde hin aufnahm. — Die Stellung bei Missunde, welche vom dritten Reserve-

Bataillon mit vier Kanonen, unter Capitain von Schau besetzt war, der nördlich von der Schlei von sechs Kanonen der Batterie Dinesen, dem dritten Jägercorps und dem zehnten leichten Bataillon unterstützt wurde, wurde darauf vom Feinde mit vier Bataillonen, zwei Escadronen und drei Batterien angegriffen. Nach einem zweistündigen Kampfe wurde der Feind genöthigt, sich zurückzuziehen. Von zwei Bataillonen verfolgt, wurde der Feind aus Cosel nach Kochendorf hin getrieben, wo die Dunkelheit den Kampf abzubrechen nöthigte. 140 Gefangene sind in unsere Hände gefallen. — Wir beklagen den Verlust des Capitain Schau von der Artillerie. — Verwundet sind die Hauptleute A. von Kühle und G. F. von Moeller, die Lieutenants Westberg vom dritten Reservebataillon, von Moert von der zehnten leichten Batterie, C. von Dalgas und Lundbye vom dritten Jägercorps. Der Verlust an verwundeten Unteroffizieren und Gemeinen wird vorläufig auf achtzig angegeben."

Ich fürchte, der einfache Bericht der Dänen ist naturgemäßer und auch wahrgetreuer als die schönen Phrasen unsers Generalcommandos. „Wir haben erreicht, was wir wollten; wir haben die Schlacht angeboten — so wird die Armee immer kriegsfähiger" das zündet nicht mehr, wenn die Thatsache darin besteht, daß wir bis Missunde vorgedrungen, hier auf ernsten Widerstand stoßend, uns zurückgezogen und da=

bei die ersten Stürmer der dänischen Schanze mit 140 Tapfern in den Händen unserer Feinde gelassen haben. Der Soldat sagt: „Wir sind eben wieder zurückgegangen und Die, die den Sturm gewagt, sind geblieben oder gefangen.“ Wol haben „die Soldaten ihre Pflicht gethan“ und werden sie noch thun, stets thun, denn die Holsteiner sind die bravsten Soldaten, die es gibt — und dennoch glaube ich nicht, daß sie „so und auf diese Weise immer kriegsfähiger werden“. Im Gegentheile.

Altona, den 19. September.

Mich ließ es nicht mehr ruhen. Ich schickte Beseler eine Abschrift meines Berichts über die Schlacht von Idstedt und schrieb ihm:

Geehrter Herr!

Ich bin so frei, Ihnen hier einen Bericht über die Schlacht bei Idstedt zu schicken, der schon seit längerer Zeit fertig ist, den ich aber nicht veröffentlichen mag, solange Willisen noch Commandirender ist. Ich denke aber, daß es von Nutzen sein kann, wenn Sie ihn lesen. Es mögen in dem Berichte kleinere Einzelheiten vergriffen sein, obgleich ich dies nicht glaube, da ich mir viel Mühe gegeben habe, klar in die Sache zu sehen. Das Ganze ist aber sicher kaum angreifbar, und daraus geht dann für mich der kleine Schluß hervor,

daß Willisen ein noch so gelehrter Professor der Kriegskunst sein kann — ein General ist er nicht.

Sie verbinden mich, wenn Sie mir meine Arbeit zurückschicken, sobald sie dieselbe nicht mehr brauchen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Altona, 19. Sept. Ihr

Venedey.

XXII.

Der Angriff auf Friedrichstadt. — Der Aufruf der Landesversammlung ans deutsche Volk. — Ein Aufruf an die deutschen Frauen und Mädchen. — Willisen's Armeebericht über den Sturm auf Friedrichstadt.

Altona, den 6. October.

Seit sechs Tagen kämpfte man um Friedrichstadt. Die Spannung war aufs Höchste gesteigert. Aber wie mit jedem Tage die Spannung stieg, so sank die Hoffnung ebenfalls mit jedem Tage mehr und mehr. Es war nur ein Corps von einigen Bataillonen vor Friedrichstadt; je länger dasselbe hier lag, desto sicherer war vorauszusehen, daß die Dänen über Husum alle nothwendige Hülfe erhielten, um den Kampf mit Vortheil, mit „Uebermacht" zu bestehen. Der ganze Angriff hätte rasch unternommen und rasch durchgeführt werden müssen, wenn er Erfolg versprechen sollte. Man konnte auf das Schlimmste gefaßt sein.

Um so größer war meine Ueberraschung und Freude, als ich gestern Abend, von einem Besuche in Hamburg heimkehrend, im Omnibus hörte, daß im Theater zu

Hamburg die freudige Nachricht von der Bühne herab verlesen worden, Friedrichstadt sei in den Händen unserer Truppen.

Derjenige, der diese frohe Botschaft im Omnibus mittheilte, setzte hinzu, daß das sechste Bataillon die Stadt mit Sturm genommen, sich sehr ausgezeichnet, aber furchtbar gelitten und fast alle Offiziere verloren habe. Eine Dame, die dem Erzähler gegenüber saß, fing an zu weinen — ihr Bruder stand als Offizier bei diesem Bataillon. — So bluten die Wunden überall in diesem einst so glücklichen und jetzt so hart geschlagenen Lande.

Ich that im Geiste den Führern der schleswig-holsteinischen Armee Abbitte; ich klagte mich an, daß ich ihnen Unrecht gethan, sie für rath- und thatlos, schwach und matt gehalten habe. Ich legte mir eine Buße auf, von der ich hier nicht reden will, und dachte zugleich halb traurig, aber doch wieder gestärkt und gehoben, an das Freudenfeuerchen, das ich aus diesem Tagebuche machen werde, wenn die Führer unserer Sache in Schleswig-Holstein durch einen so harten Schlag, wie die gewaltsame Wegnahme von Friedrichstadt, ihre ganze Kraft und zugleich ihre Einsicht bewiesen hätten. Dann hatten sie ja Recht, so zu handeln, wie geschehen, und ich Unrecht, nur zu zweifeln.

Als wir in Altona einfuhren, war ich fast verwundert, in den Straßen Alles stille und ruhig, wie sonst, zu sehen. Aber noch dachte ich: „Das Volk ist

durch Nichts zu erschüttern". Dennoch war mir die Todesstille, die ich in den weiter von Hamburg abgelegenen Straßen schon fand, fast zu ruhig.

Ich ging noch auf die Redaction der „Freien Presse" — und hörte hier, daß an der hamburger Nachricht kein wahres Wort sei. Die Unserigen waren zurückgeschlagen, sie hatten viele hundert Opfer auf dem Platze gelassen, und Willisen erklärte in einem Armeeberichte: „Auf den Geist der Truppen hat dies Ereigniß in keiner Weise nachtheilig eingewirkt, und ich hoffe, daß es ebenso wenig im Lande geschehen wird."

Es liegt eine Art unbewußter Hohn, eine teuflische Ironie der hohlen Phrase — in einer solchen Aeußerung nach einem solchen Ereignisse. Das Heer hat Löwenmuth gezeigt, die Todtenlisten werden es von neuem bekunden. Das Heer und das Land werden auch diesen Schlag übertragen, verschmerzen, aus ihm am Ende glänzender hervorgehen, und dann auch diese Niederlage dereinst wieder gut machen. Aber beim Himmel, „das Heer und das Land" müßten keine Menschen, sondern Rindvieh und Stöcke sein, wenn ein solches Ereigniß in „keiner Weise nachtheilig wirken" sollte.

Es wirkt, daß der letzte Rest von Vertrauen in die Kriegsführung verschwunden ist. Wie das wieder gut gemacht werden kann, wissen die Götter; die Menschen treten kopfscheu zurück. Deswegen wird dies

tapfere Heer nicht feige werden, und deswegen wird es sich bei der nächsten Gelegenheit nicht weniger tapfer schlagen; aber Sieg ist — wie das schon lange der Fall, aber heute auch dem Blinden klar — jetzt nur noch möglich — mit einer andern Führung als der des General Willisen.

Die Magd, die mir heute Morgen mein Frühstück brachte, hatte ganz dick verweinte Augen. Ich frug, was ihr fehle; sie antwortete: „Ach, daß die Dänen die Unserigen auch immer schlagen müssen.“ So geht das Lied von Haus zu Haus und von Herz zu Herz in diesem Lande.

Je mehr Einzelnheiten über die Ereignisse von Friedrichstadt bekannt werden, desto höher steigt die Achtung vor diesem Heere. Die Dänen hatten in ihrem Rücken alle nöthige Verstärkung erhalten. Sie waren sicher stärker als die Unserigen bei und in Friedrichstadt. Sie hielten sich ruhig in ihren Verschanzungen, sie ließen die Unserigen stürmen, und erst in der zweiten Linie, in den Straßen begann das mörderische Feuer hinter den Wällen, aus den Fenstern und aus den Blockhäusern hervor. Daß dieser Kampf trotz alledem von sechs bis zehn Uhr, vier Stunden, fortdauerte, ist ein Ruhm für unsere Soldaten, auf den jede Armee stolz sein würde.

Der Sturm selbst gelang nur einer Colonne. Die

andere stieß auf Hindernisse vom Feinde; die dritte auf den „unaufgeklärten Umstand", daß die Brücke, über die sie sollte, zusammenbrach, die Tête dieser Colonne ertrank, und somit der Rest nicht zum Sturme kommen konnte.

Kopflosigkeit und unaufgeklärte Umstände auf der einen — die edelste und unerschütterlichste Tapferkeit auf der andern Seite —: das ist der Charakter der Führung unsers Heeres und des Heeres selbst.

Es thut Einem wehe, daß von der Tann bei dieser Gelegenheit seinen Strahlenglanz eingebüßt hat. Jeder ist jetzt leicht bei der Hand, ihn herabzusetzen und zu sagen, daß man längst an seinem Feldherrntalent gezweifelt habe. Er sei nur ein guter Freicorpschef. Ich halte ihn noch immer für eine veredelte Blüchernatur. Hier war er verrannt und wollte durch, trotz alledem. Es ist nicht gelungen, ein andermal wird's gelingen. Leset nur die Klugwisser von 1806, 9 und 10 über die „Kopflosigkeit" Blücher's, und ihr werdet nicht verzweifeln an einem Manne, der sich bis jetzt stets bewährt hat, der aber nicht in dem Generalstabe, sondern über demselben — oder an der Spitze einer Sturmcolonne stehen muß. Daß die Niederlage von Friedrichstadt dennoch Freund und Feind Achtung einflößen wird, danken wir wahrscheinlich vor Allem ihm.

Es heißt — es sagen's Leute, die es wissen können, und es hat ja auch allen Anschein für sich —

daß der Angriff auf Friedrichstadt gegen den Willen des Obergenerals ausgeführt worden sei. Ist dem so, so liegt darin ein Beweis mehr, daß Willisen kein Führer ist. Er kann dann jetzt zwar seine Hände in Unschuld waschen; aber — ein General, der wirklich eine Ueberzeugung hat, setzt sie im Kriegsrathe durch — wie er auf dem Schlachtfelde die feindliche Linie durchbricht, und koste es, was es wolle. Läßt er Andern ihren Willen — so muß er ihnen auch seine Stelle lassen. Mangel an fester Willenskraft gegenüber den Freunden ist auf dem Schlachtfelde Mangel an Entschlossenheit gegenüber dem Feinde.

Beseler soll den Sturm auf Friedrichstadt im Rathe der Civil- und Militairregierung durchgesetzt haben, wie er denn auch bei demselben zugegen war. Das macht seinem Charakter Ehre, und wir freuen uns, Dies anerkennen zu können.

Die Landesversammlung hat den folgenden Aufruf an das deutsche Volk erlassen:

Die schleswig-holsteinische Landesversammlung an das deutsche Volk.

(Beschlossen in der Sitzung der schleswig-holsteinischen Landesversammlung vom 5. October.)

„Deutsche Brüder! Der Augenblick, in welchem wir unser Wort an Euch richten, ist ernst und verhängnißvoll, wie nie zuvor. Unsere nächste Zukunft

steht auf der Spitze des Schwertes. Wir sind bedroht in unserm Recht, in unserer Freiheit, in unserer Nationalität, bedroht in Allem, was einem Volk als das Höchste und Heiligste gilt.

Fast die Hälfte unsers Landes ist in den Händen eines erbitterten Feindes. Frevelnder Hohn wird dort gegen Gesetz, Recht und Sitte geübt; die Söhne des Landes werden gewaltsam dem feindlichen Heere eingereiht; die unerträglichste Erpressung ist über eine Bevölkerung verhängt, deren einziges Verbrechen es ist, daß sie festhaltend an dem alten Rechte sich unter Dänemarks Gewalt nicht beugen will. — Mächtige Cabinete Europas sind mit dem dänischen zusammengetreten, uns unser gutes Recht zu entreißen, Schleswig-Holstein einer fremden und feindseligen Nation für alle Zeit zu überliefern.

Wer unsere Verhältnisse kennt, der weiß es, daß unser Kampf keinen andern Zweck hat, als die Vertheidigung gegen den ungerechtesten Angriff. Kein mit Recht und Ehre irgend verträgliches Mittel ist unversucht gelassen, den Frieden zu erlangen und den Krieg mit allem seinem Elend zu vermeiden. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als unbedingte Unterwerfung unter ein fremdes Joch oder Kampf bis auf das Aeußerste.

Die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. Volk und Regierung haben einmüthig das Letztere gewählt. Und wie unsere Statthalterschaft, unbeirrt durch die Protokolle fremder Mächte, entschlossen ist, den Krieg mit

allem Nachdruck fortzuführen, um zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen, so werden auch wir, die Vertreter des schleswig-holsteinischen Volks, sie in der Ausführung dieses Entschlusses mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen. Wir haben zu dem Ende beschlossen, dem Lande neue und schwere Lasten aufzuerlegen, seine bereits stark in Anspruch genommene Wehrkraft in noch erhöhtem Maße anzuspannen. Wir haben es beschlossen in der festen Zuversicht, daß ein tüchtiges Volk hinter seinen Vertretern steht, welches für eine große Sache große Opfer zu bringen bereit ist.

So dürfen wir auch erwarten, daß unsere hartgeprüften Brüder in Schleswig mit derselben Standhaftigkeit, welche bisher ihr Ruhm war, auch fernerhin die schweren vom Feinde über sie verhängten Leiden ertragen, daß sie ausdauern werden, bis es gelingt, ihnen den Tag der Befreiung zu bringen.

Unser tapferes Heer harrt mit Ungeduld dieses Tages. Wir wissen es ihm Dank, daß auch das Unglück seinen Muth nicht zu beugen vermocht, daß es mit Freudigkeit die schweren Mühen des Kriegs getragen hat. Es wird den Erwartungen des Vaterlandes entsprechen.

Deutsche Brüder! Das ist die Lage der Dinge in dem gegenwärtigen Augenblick. Ihr habt zu einer Zeit, wo alle andere Hülfe wich, uns nicht verlassen. Wir sprechen Euch den Dank des Landes aus für

Alles, was Ihr in dieser Zeit für uns gethan habt, für alle Unterstützungen an Mannschaft, an Geld, an andern Gaben.

Aber an unsern Dank schließt sich — wir wollen es nicht verhehlen — zugleich die ernste Mahnung, daß Deutschland nicht aufhören möge, die Lasten des Kriegs mit uns zu tragen, die wir zwei Jahre hindurch weit über unsern Theil getragen haben. Denn Deutschlands Sache ist es, die hier geführt, seine Ehre, welche hier gewahrt, seine Freiheit, welche hier vertheidigt, sein Recht, welches hier mit Blut besiegelt wird. Außerordentliches ist erforderlich, damit der Krieg mit der nöthigen Kraft zum Ziele geführt werde. Deutschlands heilige Pflicht wird es sein, uns ausreichende Hülfe zu leisten, solange es noch Zeit ist. Ein Volk von vierzig Millionen vermag Großes, wenn es nur einmüthig will.

In unserm Schicksal wird sich Deutschlands Zukunft spiegeln. Möge sie unser Vaterland hoch emporheben über die Erniedrigung der Vergangenheit und der Gegenwart! Das gebe der Allmächtige, der die Geschicke der Völker und Staaten in seiner Hand hält! — —

Der Aufruf ist aus einer gemischten Commission hervorgegangen. Das heißt: Ein halb Dutzend Leute verschiedener Parteien werden zusammengerafft, um einen Aufruf zu erlassen. Die rechts schneiden etwas ab von Dem, was Die links wollen; Die links bringen etwas heraus, was Die rechts drin haben

möchten. So wird das Ding zerschnitten, castrirt und wieder geflickt, bis es fertig ist, und — dann todtgeboren nicht auf den eigenen Füßen stehen kann.

Wenn eine solche Arbeit gelingen soll, so muß sie aus Einem Gusse sein, aus dem begeisterten Schwunge eines Einzelnen hervorgehen. Die Art, wie solche Aufrufe in Commissionen zusammengebraut werden, ist das Unsinnigste der vielen parlamentarischen Sinnlosigkeiten, die man noch nicht los werden kann. Man berathe, ob ein Aufruf stattfinden soll — zu welchem Ende? in welchem Geiste? — und dann wähle man Einen, den man für fähig hält, das Wort für diesen Geist zu finden. Trifft er's nicht, so wähle man einen Andern, bis der Ausdruck für das Bedürfniß des Augenblicks ermittelt ist. Lieber aber schweige man, als daß man in dem Augenblicke, wo ein Funke Feuer fangen und einen Brand zünden könnte, Wasser auf den Brennstoff gießt, und so auch Andern es unmöglich macht, den zündenden Funken in den bereitliegenden Brennstoff hineinzuwerfen.

Altona, den 6. October.

Der Zufall stellte mir eine kleine Summe und monatlich einige Thaler zur Verfügung für Schleswig-Holstein. Ich schickte das Geld an das Damencomité zur Unterstützung für die Gefangenen.

Eine freundliche Antwort gab mir den Muth, diesem Comité den Vorschlag zu machen, sich an die deut-

schen Frauen und Mädchen zu richten. Ich legte den folgenden Aufruf bei:

An die Frauen und Mädchen Deutschlands!

Unsere Männer, Väter, Gatten und Brüder setzen ihr Letztes ein — für Deutschland! Viele sind dahingegangen, ihnen ist wohl. Viele leben verkrüppelt, Viele liegen verwundet, Viele sind gefangen. Diese Letztern leiden Mangel an Allem. Der strenge nordische Winter ist vor der Thür; die Noth ist groß und größere bevorstehend. Unser einst so glückliches und jetzt so schwer geschlagenes Land bringt die höchsten und die letzten Opfer, um dem deutschen Reichsfeinde zu widerstehen und ihm den Theil unsers und Eures Landes, den er besetzt hält, wieder abzuringen. Das Mitleid für die Verwundeten und Gefangenen muß halbwegs schweigen, wo die Sorge für die Kämpfenden die ganze Kraft unsers Landes in Anspruch nimmt. Deswegen wenden wir uns an Euch, ihr deutschen Frauen und Mädchen. Eure Väter, Männer, Söhne und Brüder sitzen ruhig zu Hause und sehen zu, wie unser Land vom Feinde des gemeinsamen Vaterlandes niedergetreten wird, sehen zu, wie man versucht, ein Stück von Deutschland abzureißen. So helft denn Ihr uns wenigstens die Gefangenen trösten und die Verwundeten pflegen. Vielleicht, wenn Ihr Euch regt, regt es sich auch in Euren Vätern, Männern, Söhnen und Brüdern, auf daß sie abwerfen die schmachvolle Ruhe, in

der sie zusehen, wie unser armes biederes Volk sich verblutet, wie Deutschland in uns gedemüthigt, verhöhnt, zerrissen wird.

Deutsche Frauen und Mädchen! geht in Trauerkleidern von Thür zu Thür im Lande herum, sammelt Almosen im Namen Eures Vaterlandes für Eure Brüder und Schwestern in unserm Lande, die da leiden, weil sie deutsch sind und deutsch bleiben wollen. Klopft an jedes Herz — und indem Ihr christliches Frauenwerk thut, weckt Ihr vielleicht Eure Männer auf zu deutscher Mannesthat.

Das Comité der schleswig-holsteinischen Frauen zur Unterstützung der Gefangenen.

Ich erhielt heute ein sehr freundliches Briefchen, in dem man mich versicherte, daß „mein Aufruf, trotz der sehr anregenden Sprache, grade jetzt den erwünschten Erfolg nicht haben könne", da er im Wesentlichen eine Wiederholung einer vor einiger Zeit veröffentlichten Aufforderung zu milden Gaben für die Gefangenen enthalte.

Wahrhaftig, ich glaube, die kieler Damen selbst sind Diplomaten, denn mir scheint es, als ob die Wendung: „trotz der sehr anregenden Sprache", zu denen gehöre, von denen die Diplomaten zu dem Schlusse gekommen, daß die Sprache erfunden, um seine Gedanken zu verstecken. „Kaltes Wasser — es könnte Feuer fangen."

Richtig! Diplomatinnen sind's. Da erhalte ich eben ein zweites Briefchen, eine Art Postscriptum, in dem es heißt: „Obgleich ich Ihnen von Kiel aus im Namen der Comité auf Ihre freundliche Vorlage ablehnend antwortete, so ist mir doch hinterher eingefallen, daß ich Ihnen den unmaßgeblichen Vorschlag machen wollte, einen ähnlichen Aufruf ohne Nennung eines Namens ergehen zu lassen, da man ja des Guten nicht genug thun kann und ein solches Wort nicht ohne Früchte bleiben wird." —

Ohne Nennung eines Namens!

Ich bin sicher, das haben die Frauen in Kiel von ihren Männern gelernt. Ich werde aber den Rath doch befolgen. Die Kanonen von Friedrichstadt tönen in meinem Herzen wieder; ich sehe den Sturm, ich sehe die Todten haufenweise daliegen; es ist mir, als ob ich ihren letzten Schmerzruf hörte, als ob die Klagen der Mütter und Frauen an mein Ohr schlügen. Ja, ich will in ihrem Namen sprechen. Es wird nicht ohne Wirkung bleiben.

Altona, den 9. October.

„Wenn an der Spitze dieses kleinen Heeres ein Friedrich II., ein Napoleon, ein Wellington, ein Blücher stände, Nichts würde ihm widerstehen." Das ist das allgemeine Gefühl. Oder auch, wie einst Peter der Große Karl XII. gegenüber sagte: „Wir werden am

Ende Siegen von unsern Feinden lernen." Solche Tapferkeit flößt selbst besiegt alle Achtung ein, und wird, wenn sie einst siegt, im Sturme Alles niederschmettern. Dies Gefühl haben die Dänen und ihre Führer ganz unverkennbar, denn sonst würde es gar nicht zu begreifen sein, warum sie nun auch den Sieg bei Friedrichstadt nicht benutzt haben. Es hat doch eine gewisse Wahrheit, „sie wagen es nicht, aus ihren Schanzen hervorzukommen." Das Alles gibt dem heutigen Armeebericht Willisen's einen innern Halt, den seine frühern weniger hatten.

Hauptquartier Rendsburg, den 6. October 1850.

An die Armee.

Die Tage vor Friedrichstadt sind nicht glücklich gewesen, aber sie sind Ehrentage für die Armee geworden. Der Sturm am 4. October auf den von Natur und Kunst gleich festen Platz ist eine so schöne Waffenthat, wie irgend eine Armee sie aufzuweisen hat. Alle Waffen haben ihre Pflicht gethan. Der Oberst von der Tann hat das ganze Unternehmen mit gewohnter Thätigkeit und mit kühnem Unternehmungsgeist geleitet. Das erste Jägercorps hat seinen alten Ruhm bewährt, das elfte und funfzehnte Bataillon haben sich ruhmvoll benommen, das sechste Bataillon aber hat zwei Drittheile seiner Offiziere auf dem Platze gelassen. Das Bataillon darf mit Stolz den Namen „Friedrichstadt" in seine Fahnen schreiben. Die Artillerie hat sich, wie immer, ausgezeichnet betragen. Die schwierigen Ein-

leitungen, durch das sehr schlechte Wetter ungeheuer erschwert, sind von ihr mit der größten Umsicht angeordnet und mit der größten Standhaftigkeit durchgeführt worden. Die Pioniere sind vor keiner Schwierigkeit zurückgetreten. Nur unübersteigliche Hindernisse konnten solcher Tapferkeit Schranken setzen. Zum zweitenmale haben wir versucht, durch weitliegende, gewagte Unternehmungen den Feind zum gleichen Kampfe aufs freie Feld herauszulocken; es hat auch diesmal nicht gelingen wollen. Wir müssen, so scheint es, ferner Geduld haben. Durch das Aufgeben des Angriffs ist gegen die frühere Lage nichts verloren. Unser Verlust ist sehr schmerzlich, aber das Selbstgefühl der Armee kann nur zunehmen dadurch, daß sie auch vor solchen schweren und gefahrvollen Unternehmungen, wie die gegen Friedrichstadt, nicht zurückgetreten, sie vielmehr ruhmvoll, wenn auch nicht glücklich, bestanden. Jeder, welcher die Armee in diesen Tagen gesehen, wird ihr die vollste Anerkennung nicht versagen.

Ich danke allen Truppentheilen, welche an dem Unternehmen haben Theil nehmen können, im Namen des Vaterlandes für Das, was sie dabei geleistet haben. Das Vaterland rechnet auch ferner auf ihre volle Hingebung.

Ich erwarte von den Truppen ihre Berichte, um einzelne hervorstehende Handlungen durch Beförderung belohnen zu können. Der commandirende General

v. Willisen.

Aber das verhindert nicht, immer wieder darauf zurückzukommen: Warum wurde denn ein „von Natur und Kunst gleich fester Platz" ohne Noth von uns aufgegeben? — Es verletzt auch, daß hier so breit gesagt wird: „Von der Tann hat das ganze Unternehmen — — geleitet" — denn darin liegt doch der innere Zusatz: „Ich wasche meine Hände in Unschuld." — Willisen hatte unter Anderm auch die Neuerung eingeführt, daß die Bataillone keine Fahnen, sondern jede Compagnie nur bunte Merkstandfähnlein haben. Und nun braucht er doch die Fahne als Phrase, um den Namen Friedrichstadt hineinzuschreiben. „Die Artillerie hat sich ausgezeichnet betragen." Sprich, und ich will dir sagen, wer du bist; „ein gutes Betragen" — kommt noch aus der preußischen Conduitenliste her. „Die Schwierigkeiten waren ungeheuer erschwert." — — „Nur unübersteigliche Hindernisse konnten solcher Tapferkeit Schranken setzen." — — „Wir müssen ferner Geduld haben." — Wiederum: „ist nichts verloren" — und doch ist „unser Verlust sehr schmerzlich — — aber das Selbstgefühl der Armee kann dadurch nur zunehmen." —

Das Alles sind Phrasen, im Munde Willisen's hohle, und als solche lächerliche und sein Heer selbst ins Lächerliche stellende Phrasen. Die Dänen werden schöne Commentare dazu schreiben können.

Nun lese man gegen diese Phrasenhascherei den klaren, einfachen Bericht des dänischen Commandirenden von Friedrichstadt. Der Gegensatz kann nicht größer sein.

„Bericht vom 5. October, Morgens: Nachdem der Feind gestern den ganzen Tag unsere Werke und die Stadt mit ungewöhnlicher Heftigkeit beschossen, empfing ich halb sechs Uhr Nachmittags Meldung, daß er in starken Colonnen vorrücke. Die äußerste Vertheidigungslinie sowol als die zurückliegenden Werke waren besetzt und die Besatzung bereit, ihn zu empfangen. Ungefähr drei Viertel auf Sechs eröffnete der Feind das Feuer und rückte in vier Colonnen (zu resp. $1^1/_4$, $1^1/_2$ bis 2 Bataillonen) vor, auf dem Eiderdeich, gegen die Chaussee und den Treenedeich. Beim Vorrücken wurde er unterstützt durch ein kräftiges Feuer aus seinen in unserer Front angelegten Batterien, aus den hinter dem holsteinischen Eiderdeich aufgeführten Geschützen und von den auf der Eider aufgestellten Kanonenböten. Der Feind machte wiederholte Versuche, unsere äußere Linie mit Sturm zu nehmen, allein er wurde jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Später beschränkte er sich darauf, ein lebhaftes Feuer gegen unsere Werke zu richten und zog sich ungefähr um elf Uhr in seine vorherige Stellung zurück. Nach Aussage der Gefangenen hat der Feind eine Stärke von sieben Bataillonen im Feuer gehabt, die von General Willisen selbst geführt wurden. Die Stärke, welche

wir im Feuer gehabt haben, beträgt gegen zwei Bataillone. Der Sturm hat ungefähr eine Stunde gedauert. Bis jetzt sind als Gefangene eingebracht: ein Hauptmann, ein Lieutenant (verwundet und nach Husum gebracht) und dreißig Unteroffiziere und Gemeine. Unsern Verlust an Todten und Verwundeten habe ich noch nicht in Erfahrung gebracht. Helgesen."

XXIII.

Abgewiesene Angriffe gegen Willisen in der demokratischen Presse. — Hilf dir selbst. — Brief an Beseler. — Vollkommener Sieg der Reaction und seine Folgen. — Die Gothaner und das Säbelregiment. — Beseler's Antwort.

Altona, den 12. October.

Die Ueberzeugung, daß Willisen kein General, kein Soldat sei, war längst bei mir zum Durchbruche gekommen. Die Geschichte von Friedrichstadt machte für mich das Maß überlaufend. Ich dachte: „Man muß Gott helfen gutes Korn machen" — und auch den Regierungen gute Generale an die Stelle schlechter setzen.

So schrieb ich an zwei deutsche demokratische Blätter Briefe, in denen ich offen und klar meine Ansichten über Willisen aussprach: „Das Ergebniß des ganzen Feldzuges ist ein doppeltes, und zwar: die Führung ist grundschlecht — und das Heer und der Soldat sind unübertrefflich." Diese Doppelansicht führte ich näher aus.

Beide Blätter haben nur den letzten Theil meiner Behauptung stehen lassen*). Sie wollen Willisen nicht

*) Hier einer dieser censurirten Artikel:

Altona, den 8. October.

Warum siegen die Dänen in diesem Jahre fast in jedem Zusammentreffen, während sie in den frühern Feldzügen meist leicht besiegt und im ersten Anlaufe aus den festesten Stellungen hinausgeworfen werden konnten?

Daß die Führung nicht so ist, wie sie sein sollte, kann allein der Grund nicht sein. Wie oft haben nicht gute Heere auch ohne entsprechende Führung dennoch den Sieg davongetragen?! — Die Hauptsache liegt anderswo.

Die Dänen haben das Bewußtsein, daß sie an Zahl die stärkern sind und daß hinter ihnen ganz Europa steht; die Unserigen haben im Gegentheile das Bewußtsein, daß sie in den Dänen schon der „Uebermacht" begegnen und daß hinter Schleswig-Holstein nur ein erschlafftes Volk als Freund und dessen Regierungen als Feind und geheimer Bundesgenosse der Dänen stehen — das ist die eigentliche, innere Ursache der Siege Dänemarks und der Niederlagen Schleswig-Holsteins.

Das Bewußtsein, daß wir allein stehen, stärkt unsere Feinde, während es unser eigenes Vertrauen in den endlichen Sieg unserer Sache und somit auch den rechten Geist, der zum Siege führt, gar nicht aufkommen läßt. Die wahre Quelle unserer Niederlagen ist in Deutschland. Das muß das deutsche Volk wissen, auf daß es seine Pflicht thue, seine Pflicht gegen sich selbst und gegen Schleswig-Holstein. Nur wenn es seine Regierungen zwingt — nicht durch Aufstand und Revolte, aber durch klares und unzweifelhaftes Aussprechen seiner Ueberzeugung, durch festes Beharren auf seinem Willen — sich

angreifen, solange er noch an der Spitze des Heeres steht. Ich halte dieses „Rechnungtragen" abermals für verkehrt; denn ich habe die Ueberzeugung, daß die Schleswig-Holsteiner und Deutschland dabei nie und nimmer ihre Rechnung finden werden, einen General

---

für Schleswig-Holstein zu erklären; nur wenn es durch Freiwillige und durch Geldopfer zeigt, daß es, ein Volk von vierzig Millionen, hinter Schleswig-Holstein steht und bis zum Ende stehen will, wird es die Ursache unserer Niederlagen, den Quell der Siege unserer Feinde verstopfen.

Aber auch nur dadurch!

Dieser neue Schlag bei Friedrichstadt beugt unser Volk wol darnieder, aber es wird bald genug wieder aufrecht stehen, zu neuen Schlägen, zu neuen Schlachten bereit. Auf Deutschland aber kommt das Blut, das sie kosten werden, kommt dies Blut in Schimpf und Schande, wenn es abermals und bis zum letzten Tropfen vergebens fließen sollte.

Die Hauptursache unsers Unheils liegt in Deutschland. O, daß das deutsche Volk sie wegräume! Denn am Ende könnte sonst das deutsche Land Schleswig-Holstein ja auch an Deutschland verzweifeln.

Hier thut Jeder im Volke und im Heere bis jetzt auf eine wunderbare Weise seine Pflicht für Schleswig-Holstein und für Deutschland; sollte es möglich sein, daß das deutsche Volk noch lange zusehen könnte, wie Schleswig-Holstein hier durch seine Schuld mishandelt, zerrissen und ruinirt werde? Ist denn kein Blut mehr in deutschen Adern?

Der Schlag bei Friedrichstadt ist hart; aber wenn er die Deutschen aus ihrem schmachvollen Zusehen aufrüttelte, so könnte aus dem Unglück ein Glück werden. Das wäre Mannesart: je tiefer das Geschick den Mann zu drücken versucht, desto höher treibt ihn die Stahlkraft des Willens, wenn er Willen hat.

an der Spitze ihres tapfern Heeres zu haben, der sie von Niederlage zu Niederlage führt.

Der Einwurf: Wie ihn ersetzen? ist Folge der ganzen Auffassungsweise der Statthalterschaft. Sie hat kein Vertrauen in die eigenen Kräfte. Sie ruft nach fremden Offizieren, während sie eine Masse Unteroffiziere hat, die ihren Compagnien ganz anderes Vertrauen einflößen würden als ein preußischer Port'épéefähnrich, der seine Soldaten und den seine Soldaten nicht verstehen. Jedes Heer, das drei Feldzüge gemacht hat, hat auch alle Offiziere, die es bedarf, bis zum Feldmarschall in seinen Rippen. Man braucht nur ein Auge dafür zu haben sie herauszufinden. Napoleon war zwei Jahre, bevor er die Welt in Erstaunen setzte, Artillerielieutenant, Görgey war quiescirter Hauptmann, als Kossuth ihn zum General machte. Der General der Schleswig-Holsteiner ist sicher im schleswig-holsteinischen Heere, aber die Herren in Rendsburg werden alle Ranglisten Deutschlands studiren, um herauszufinden, ob nicht unter den invaliden Parade-Generalen unserer sechsunddreißig Armeen irgend Einer sein möchte, der sich etwa für Geld und gute Worte an die Spitze dieses tapfern Heeres stellen wolle.

Auch die Redaction der „Norddeutschen freien Presse" war der Ansicht, daß man Willisen nicht angreifen dürfe. Ich fürchte, sie werden es bereuen; doch wird man es vielleicht von Seiten der Gothaner

am Ende wenigstens anerkennen, daß wahre Mäßigung und Aufgeben aller Parteirücksichten bei der Demokratie sich hier wahrlich in einem sehr hohen Grade zeigt; und um so mehr als die stets von Mäßigung und Aufopferung sprechenden andern Parteien nicht grade mit dem Beispiele vorangehen. Noch in den letzten Tagen wurde ein „Badenser“, der schon eine Weile als gemeiner Freiwilliger in Rendsburg gedient hatte, entlassen, als man erfuhr, daß er im badischen Feldzuge mitgekämpft hatte, aber nicht unter dem Prinzen von Preußen.

Altona, den 15. October.

In demselben Gefühle, in dem ich Willisen in der deutschen Presse angreifen wollte, aber nicht zum Worte zugelassen wurde, hatte ich am 10. dieses Monats an Herrn Beseler geschrieben:

Verehrter Herr!

Ich bin so frei, Sie zu bitten, mir den Bericht über die Schlacht bei Idstedt wieder zugehen lassen zu wollen. Ich beabsichtige, ihn durch die Presse in Deutschland zu veröffentlichen. Es scheint mir die Zeit vorüber zu sein, wo man seine Ansichten über den General von Willisen zurückzuhalten braucht.

Mit Hochachtung Ihr ergebener

Venedey.

Do-Nothing=Politik. Bis jetzt habe ich meine Arbeit nicht zurückerhalten. Die Sache hat ihre lustige Seite; und ich muß selbst darüber lachen, wenn ich mir recht lebendig denke, wie Beseler im Fenster liegt, ruhig seine Pfeife raucht, den Dampf in die Luft hineinweht — und „Nichts thut", und mit diesem „Nichtsthun" vielleicht doch den Nagel auf den Kopf trifft. Gott sorgt schon dafür, daß die Bäume auch ohne Gärtner wachsen. Die Scheu, die alle glaubensverwandten Blätter in Deutschland zeigen, macht mich selbst etwas kopfscheu. Dennoch ist es unrecht, einen schlechten General zu schonen. Aber freilich, wenn nun doch die Angriffe nichts nutzten? Wenn die Statthalterschaft in den deutschen Ranglisten keinen Halbinvaliden zum Ersatz ihres unglücklichen ganz invaliden Freundes fände? „Für uns, als Demokraten, als Partei, ist es sogar viel klüger, daß wir ihr nur blind folgen; denn dann können wir, wenn Alles verloren geht, unsere Hände in reiner Unschuld waschen." Aber grade das ist verkehrt, das ist es, was ich nicht will. Die Presse hat eine höhere Aufgabe als die, zu diplomatisiren, zu berechnen; sie soll ihre innersten Gedanken und Gefühle aussprechen; nur so erfüllt sie ganz den heiligen Orakelberuf, der ihr geworden ist.

Altona, den 16. October.

„Die schleswig=holsteinische Sache, sowie auch die Kasseler Geschichte sind ein Unglück; sie verhindern

den Abschluß; in beiden muß die Reaction siegen; erst dann beginnt diese ungestört ihren Lauf, den sie nun einmal durchmachen muß, ehe es wieder besser werden kann. Schleswig-Holstein und Hessen-Kassel sind jetzt die beiden größten Hindernisse auf der Bahn des wahren Fortschrittes."

Dieser Ansicht begegne ich oft hier in einem sehr geistreichen, sehr scharfsinnigen, in vieler Beziehung gewiß einem der tüchtigsten Vertreter der berliner Philosophen-Schule alleräußerster Linksrichtung. Es liegt auch in dieser Auffassungsweise etwas Wahres neben unendlich viel Verkehrtem. Es läßt sich nicht leugnen, daß die anarchische Reaction in ungestörtem Fortschritte sehr bald ihr Ziel erreichen — und zur anarchischen Revolution führen würde. Wer nun eine anarchische Revolution will und für nothwendig hält, der muß schon deswegen die anarchische Reaction wünschen und dann ganz logisch die rasche und vollständige Unterdrückung der schleswig-holsteinischen und der hessen-kasselschen Bewegung für ein Glück, für einen Fortschritt halten. Dazu kommt noch, daß der „Gothaner" sich sowol in Schleswig-Holstein als in Hessen-Kassel so breit als möglich in die Sache festgesetzt, und alle andern Parteien mehr oder weniger aus ihr herausgedrängt hat. Könnte der Sieg von Schleswig-Holstein und Hessen-Kassel aus über ganz Deutschland gehen, so ist vorauszusehen, daß dieser Sieg von der Gothanerpartei als ihre Sondererrungenschaft be-

trachtet und ausgebeutet werden würde. Kleindeutschland unter Preußen als Staat und ein philisterhaftes Kasten- oder besser Kisten- und Kastenwahlgesetz zur Ausschließung der Demokratie würden ziemlich sicher die nächste Folge sein, wenn die Gothaner mit Hülfe Schleswig-Holsteins und Hessen-Kassels den Sieg in ganz Deutschland oder wenigstens in ganz Kleindeutschland davontrügen.

„Und deswegen müssen wir gegen Schleswig-Holstein und gegen Hessen-Kassel sein und den Sieg der Reaction wünschen.“ — Nicht doch. — Der Sieg der einen oder der andern von diesen beiden Parteien, die sich hier zunächst gegenüberstehen, der Reaction oder der Gothaner, kann nur zu einem Uebergangszustande führen. Dieser Uebergangszustand würde bei jener Partei die Anarchie des Absolutismus, bei dieser das constitutionelle Zwitterwesen der Geldaristokratie sein. Die Wahl ist freilich hier nicht grade leicht, denn Eins und Anderes ist vom Bösen, und wir begreifen es abermals, wie jugendliche, kecke Naturen, die rasch ein Ergebniß haben möchten, sich sagen: „Lieber den stolzen, gewaltigen, offenen und wahren Absolutismus, als diese feige, geschmeidige, heuchlerische und elastische Scheinfreiheit.“

Wir aber sagen abermals: „Ruhig, ihr jungen Leute, gießt das Kind nicht mit dem Bade aus.“

Gelingt es der Reaction, vollkommen die gothaner Zwischenpartei zu besiegen und unter die Füße zu tre-

ten, so ist dies nur durch das unbedingteste Säbelregiment möglich. Was wir in Ungarn und Italien erlebt haben, wäre nur das Vorspiel Dessen, was dann über ganz Europa kommen würde. Die rohe Brutalität eines in Nichts berechtigten Corporalabsolutismus würde Normalzustand werden. Der Königs- oder Kaiserabsolutismus am Anfang der Geschichte eines Volks liegt begründet in der Entwickelungsstufe, auf der das Volk steht, in seinem Glauben und Aberglauben, in seiner blinden Hingebung, in seiner gedankenlosen Anhänglichkeit an der aus einer patriarchalischen Association oder einem barbarischen Eroberungsverhältniß hervorgegangenen Obrigkeit. Wo diese Grundlage des Absolutismus verschwunden ist, tritt überall eine andere Regierungsart ein, und wo diese Regierungsart am Ende wieder in Absolutismus übergehen kann, da ist dies nur mit der Zernichtung aller innern Volkskraft, aller geistigen und moralischen Selbständigkeit, aller volksthümlichen Mannbarkeit denkbar und möglich. Der vollkommene, wenn auch scheinbar nur vorübergehende Sieg des Absolutismus, des brutalen Säbelregiments in Deutschland, würde nur möglich sein durch die vollkommene Besiegung aller civilisirten Errungenschaften der Jahrtausende Europas; in Deutschland nur durch die offenbarste Entmannung, Muthlosigkeit, Ohnmacht des ganzen deutschen Volks.

Anarchie ist Tod und Verwesung für alle Elemente, die dieser Anarchie widerstreben. In der Anarchie selbst, wie in Tod und Verwesung, liegt als Uebergang neues Leben. Anarchie, Tod und Verwesung, gegenüber den ausgelebten Elementen der Völkerentwickelung, ist naturgemäß; aber Tod und Verwesung als Lebenselement für alle Zustände eines ganzen Volks führt eben zur Verpestung und Vergiftung alles Lebensathems, zum allgemeinen Untergange. Der vollkommene Sieg der Säbelanarchie in Europa, in Deutschland würde Tod und Verwesung über alle Lebenselemente europäischer Civilisation verbreiten, und so Europa am Ende doch in ähnliche Verhältnisse hineinbringen, wie die, in denen Asien jetzt schon Jahrtausende fortmodert.

Wir fürchten diesen schließlichen Sieg der Säbelanarchie in Deutschland nicht; wir denken, was uns davon bevorstand, ist bereits zum größten Theile überstanden. Das ängstliche, elastische Freiheitsgefühl des Mittelstandes hat ihm nur auf eine Weile Platz gemacht, weil es glaubte, daß der Säbel die Anarchie der Straßendemokratie bekämpfe. Nach dem Kampfe trat der nachgiebige, aber unbesiegbare Widerstand des freiern Bewußtseins aller Mittelstände wieder hervor, und dämmte dann nach und nach auch bald wieder die überflutende Säbelanarchie. — Wir haben die feste Ueberzeugung, daß noch Jahrtausende europäischer Cultur zwischen heute und der Möglichkeit eines vollkom-

menen Sieges des Säbelabsolutismus liegen. Wir kämpfen daher auch nicht gegen dieses Gespenst, sondern wir wollen nur zeigen, daß es eben ein Gespenst und sonst Nichts, und daß Diejenigen, die dasselbe rechts und links in ihren Planen mit in Anschlag bringen, sich überall verrechnen, wo sie nicht auf gläubige Kinderseelen stoßen. Die Philosophen werden sich freilich wundern, wenn sie in ihrem Gespensterglauben uns fast wie die Kinder vorkommen; aber es ist doch wahr, daß auch hier die Extreme sich berühren und der philosophische Lehrstuhl sehr nahe bei der Ammenstube steht, das philosophische Weltsystem sehr nahe mit dem Kindermärchen verwandt ist.

Der vollkommene Sieg der Reaction ist nicht möglich, und so werden denn wol am Ende doch die Gothaner den Sieg auf eine Weile davontragen. Die ungeduldigen Jung-Hegelianer oder sonst Berliner Aeußersten mögen sich in dies Misgeschick fügen; jedenfalls werden sie sich dabei besser stehen, als wenn die Säbelanarchie den Sieg davontrüge, und die Herren Philosophen mit Pulver und Blei eines Bessern belehrt würden. Die Herrschaft der Gothaner, des constitutionellen Zwitterwesens, ist der nothwendige Durchgang zur Demokratie, die Vorschule zur Republik. Wer es mit dieser gut meint, der stelle sich vorerst, und überall wo es Kampf zwischen absolutistischem Säbelregiment und constitutioneller Bürgermonarchie gilt, ruhig auf die Seite dieser, und

opfere freudig das Letzte gegen jenes. Nach dem Siege wird die Partei der Gothaner den Siegespreis für sich allein in Anspruch nehmen; aber es wird ihr nicht gelingen, ihn davonzutragen und zu behalten, und von dem Tage an, wo es klar werden wird, daß sie nur für sich und nicht auch für das Volk gekämpft hat, ist ihre Rolle ausgespielt und beginnt die der Demokraten.

Der Sieg über die Säbelherrschaft ist heute noch durch das Mittel des Gesetzes möglich, weil die Säbelherrschaft im Wesentlichen nirgend festen Boden in Deutschland gefaßt hat. Aber könnte sie wirklich festen Boden fassen, könnte sie dies grade in Folge des Umstandes, daß es gelänge, das Volk und den Mittelstand zu trennen, und diesen dem Säbelregimente zu überliefern, dann würde die Herrschaft des Säbels eine solche Festigkeit erlangen, daß ihre Besiegung dereinst nur durch den Säbel möglich würde, wo dann dieser Sieg selbst nothwendig wieder zu einer andern Säbelherrschaft führen müßte. Ob nun aber Gewalt über Recht, der Säbel über das Gesetz im Namen des Einen oder des Andern, im Namen eines Fürsten, einer Kaste oder gar des Volks waltet, darauf kommt wenig an, denn Gewalt ist Gewalt, und am Ende die Gewalt, im Namen eines Fürsten ausgeübt, immer noch leichter zu brechen, als die durch den Namen des Volks halbwegs geheiligte.

Der schließliche Sieg und die feste Herrschaft der

Säbelanarchie würde nur Anarchie zeugen, und Anarchie im Namen des Volks und der Demokratie würde jene vielleicht dereinst besiegen; — aber dann wieder nichts als Tod und Fäulniß verbreiten.

Der Sieg der Mittelstände über die Reaction ist dagegen trotz Allem dennoch ein Sieg des Geistes über die brutale Gewalt, ein Sieg des Gesetzes über den Säbel. In Hessen-Kassel ist dies sehr klar an den Tag getreten; der Geist des Gesetzes hat am Ende selbst den Offizieren den Säbel aus der Hand gerungen. Auf dieser Bahn, mit dieser Lehre ist Alles möglich, mit Ausnahme des Einen: die Herrschaft der brutalen Gewalt, die ist nicht mehr möglich, wo jene Lehre zum Volksbewußtsein geworden ist. Mit dieser Lehre siegen heute die Gothaner — und morgen wir, wenn wir erst begreifen, welche Macht den Sieg errungen hat. Und wir — die Demokratie, das Volk — werden dies um so eher begreifen lernen, je thätiger wir uns vorerst dem Kampfe der Gothaner anschließen. Nach dem Siege wollen wir uns bei der ersten großen demokratischen Frage zählen, und das wird genügen, um dann dem Volke den Sieg ebenso gewiß zu sichern, als es jetzt den Gothanern den Sieg erringen hilft.

Auf diesem Wege ist nicht nur Sieg, sondern auch Versöhnung trotz des Sieges möglich. Denn der Sieg selbst, der nicht mehr durch Gewalt und Säbel errungen wird, kann nur Folge des Gesammt-Volks-

bewußtseins, des klar und allgemein gefühlten Bedürfnisses der Nation sein. Und wo dies der Fall, da bricht sich der Widerstand sehr bald von selbst, und der Besiegte tritt auf die Seite des Siegers, ohne das Bewußtsein der Niederlage, ohne den Stachel der Schmach und des Verlustes im Herzen zu tragen. So trat am Ende Peel, und seine ganze Partei, in der Capitalfrage: „Ob theures oder wohlfeiles Brot?" auf die Seite des siegenden Volks und konnte sogar das Gefühl, als ob er selbst der Sieger und nicht der Besiegte sei, mit aus seiner Niederlage davontragen. In der Weise zu kämpfen, zu siegen oder besiegt zu werden — ist Menschenart; — der Säbel ist ja doch Nichts als — eine vergrößerte, künstliche Thiergriffe.

Deswegen sind wir gegen jede Partei, heiße sie, wie sie wolle, die die Gewalt zu ihrem einzigen Mittel macht, die den Säbel über das Recht stellt, — vor Allem und überall gegen die Partei, gegen die kopf- und herzlosen Thiernaturen, die in dem brutalen Säbelregiment das einzige Mittel sehen, Menschen zu regieren. In diesem Grundsatze liegt ihre eigene Selbstverurtheilung, und wir — wie sehr wir die Gewalt hassen — sind nicht systematisch und philosophisch genug, dieser Partei gegenüber den Säbel nicht für ebenso berechtigt zu halten, wie wir der Klaue des reißenden Thiers gegenüber uns zu der uns von Gott gegebenen Kunst der Messerschmiede ohne Scrupel berechtigt glauben.

Deswegen stehen wir im Kampfe der Gothaner gegen brutale Säbelherrschaft neben den Gothanern.

Die beiden Fragen, die schleswig-holsteinische und die hessen-kasselsche, haben aber noch eine andere Seite für uns: die nationale. Da begreifen freilich die kleinen Kinder der Märchenstube und die verkindischten Großen der philosophischen Schulen abermals nicht, wie es Völker geben kann; und wozu sie da sind; und was es uns kümmert, daß die Einen Deutsche, die Andern Russen oder Dänen heißen. — „Es ist zum Wildwerden, daß die Unserigen stets den Kürzern ziehen" — sagte ich vor ein paar Tagen meinem junghegelschen Freunde. Er antwortete: „Nun, wenn die Deutschen besiegt werden, dann siegen ja die Dänen. Das bleibt sich ganz gleich." Das ist die ächteste deutsche Michelei, die es gibt und die man erfinden kann; man sollte sie wahrlich so craß-gemüthlich nicht hinter den Philosophen suchen. Hierin liegt übrigens die Ursache, warum wir, das deutsche Volk, Jahrhunderte hindurch Nichts waren, nach außen und nach innen Nichts. Und solange der Michel nicht merkt, daß es nicht ganz einerlei ist, ob er oder ein Anderer die Schläge bekommt, solange die deutsche Michelphilosophie nicht dazu kommt, zu begreifen, daß, wenn's doch einmal Prügel geben muß, es besser ist, daß ein Anderer sie bekomme — ist auch Nichts zu hoffen, Nichts mit dem deutschen Volke, das auf sie horcht, anzufangen.

In Schleswig-Holstein ist ganz Deutschland dem Auslande gegenüber in Frage gestellt; in Hessen-Kassel die ganze deutsche Cultur der brutalen Gewaltherrschaft vergangener Zeiten und Begriffe preisgegeben. Wer das nicht begreift, der hat irgend einen organischen Fehler, und wir kennen für Den kein besseres Mittel — als ihn dorthin zu stellen, wo eben zufällig die Deutschen — Prügel bekommen.

Altona, den 20. October.

Heute erhielt ich von Beseler meinen Bericht über die Schlacht von Idstedt zurück mit dem folgenden Briefe:

Geehrter Herr!

Ich habe mit Vergnügen Ihr Gutachten über die Schlacht bei Idstedt durchgelesen und glaube, daß dasselbe viele sehr richtige Auffassungen und Urtheile enthält. Indessen möchte ich Ihnen anheim geben, und Sie bitten, solange die Hauptpersonen sich hier in Activität befinden, das Gutachten nicht der Publicität zu übergeben; die Gründe brauche ich nicht zu entwickeln. Später wird die Kritik ihr Recht ausüben und mag strenge zu Gericht sitzen.

Mit Hochachtung

Rendsburg, 19. Octbr. 1850. Ihr

ergebenster Beseler.

Wunderbar! Was soll man nun davon denken und dazu sagen? Soviel geht klar aus diesem Briefe

hervor, daß B. die Ansicht, die ich in meinem „Gutachten" ausgesprochen, halbwegs theilt. Die Gründe, warum er wünscht, daß ich mein Gutachten nicht der Publicität übergebe, solange die Hauptperson in Activität ist, liegen auf der Hand; warum die Hauptperson aber vor wie nach in Activität bleibt, das ist nicht so klar. Ich las gestern den Brief eines Freiwilligen, der schon die zwei frühern Feldzüge, den ersten als Freischärler unter von der Tann, den zweiten als Unteroffizier im funfzehnten Bataillon, mitgemacht, dann Civilangestellter war, und jetzt wieder freiwillig dient. Der Mann wagte nur in halben Worten zu schreiben, weil er behauptete, daß viele Briefe seiner Kameraden nicht angekommen. In diesen halben Worten sprach er das offenste Mistrauen gegen Willisen aus. Er sagte: „Wir sind wieder betrogen, wie unter Wrangel und Bonin; man opfert uns und unser Blut; — aber wenn das so fortgeht, wird man am Ende doch was Neues hören." Hier war es, wo er hinzusetzte, daß er nicht wage, sich klarer auszusprechen. Als ob dies nicht klar genug? —

Die holsteinischen Bauerbursche im Heere selbst mögen noch vielfach nicht jedes Vertrauen verloren haben, denn Alles dauert bei diesem nordisch-spätreifen und kerngesunden Menschen länger als anderswo. Aber ich sah das Mistrauen schon, als ich noch in Rendsburg war, oft sehr klar hervortreten, und kann mir gar nicht denken, daß es nicht dort ebenso allgemein sei,

als es sich hier, wohin ich komme, überall offen ausspricht.

Doch scheint aus dem Briefe Beseler's hervorzugehen, daß Willisen entlassen werden soll. Gott gebe seinen Segen dazu und mache, daß es bald geschehe. Nur ist zu fürchten, daß man den Ersatzmann überall suchen wird — nur da nicht, wo er einzig zu finden ist, im schleswig-holsteinischen Heere. „Ach wenn wir nur einen Bem hätten." Als ob es nicht in jedem Heere Bems oder vielleicht selbst Besseres gäbe? Aber das deutsche Wesen ist durch die Jahrhunderte geistiger Knechtschaft und Bevormundung, die dem Dreißigjährigen Kriege folgten, so herabgekommen, daß es nicht mehr auf eigenen Füßen stehen zu können glaubt. Die Schulmeisterei ist so allgemein, daß Keiner so recht der Zuchtruthe entwächst. Göthe wußte sehr wohl, wo das Grundübel steckt, und deswegen sagte er: „Nur die Lumpen sind bescheiden." Ach, wäre es doch wahr. Aber im Gegentheile: die Lumpen allein sind im deutschen Volke unbescheiden; der ganze Rest ist so bescheiden, daß er sich absichtlich selbst zurückstellt, zurückzieht und willig zurückdrängen läßt. Vorwärts! muß auch hier die Losung sein.

Im ganzen französischen Heere hat es nur Einen Mann gegeben, der nicht avanciren, sondern nur als gemeiner Soldat dienen wollte. Aber es war selbst diese Ausnahme keine Folge einer „deutschen" Bescheidenheit, sondern vielleicht grade das Gegentheil.

Wenigstens wußte Latour d'Auvergne sich Ersatz zu verschaffen, und bat sich das „bescheidene" Titelchen: le premier grénadier de la grande armée aus.

In Rendsburg habe ich persönlich ein Dutzend Freiwilliger, tapferer und in jeder Beziehung tüchtiger junger Männer, kennen gelernt, die nicht avanciren, sondern gemeine Soldaten bleiben wollen; Einzelne — wie auch der tapfere Vollertsen — die vom Offizier wieder zum gemeinen Soldaten herabstiegen, weil ihnen das mehr zusagte. Und Keiner von ihnen macht auf ein Titelchen, wie das „der erste Grenadier der großen Armee" Anspruch.

Hole der Kuckuck diese Bescheidenheit! Es ist Pflicht Dessen, der Etwas in sich fühlt, es zu zeigen und geltend zu machen. Diese Bescheidenheit ist mit Ursache, daß man auswärts sucht, was man unter der Hand hat, und deswegen ist es gut gesagt und wollen wir die kleine Nothlüge wiederholen: „Nur die Lumpen sind bescheiden"; schüttelt sie ab, die bescheidene Tölpelei — oder ihr werdet Lumpen, nach Göthe.

Jedes Heer eines kriegerischen Volks zeugt so viele Generale, als es braucht. Und kein Volk hat deren bessere aufzuweisen als das deutsche. Friedrich, Laudon, Ziethen, Prinz Karl, Blücher, Gneisenau suchen überall ihres Gleichen. Und da ruft ihr: „Wenn wir nur einen General hätten!" Die Franzosen fanden Masséna 1798 als Corporal, Moreau als Advocatenschreiber, Ney als Postsecretair — und drei,

vier Jahre später waren sie die ersten Generale der französischen Heere. „Ja, die Franzosen", sagt da wol der deutsche Michel in seiner Lumpenbescheidenheit. Aber es ist fast einfältig, darauf nur zu antworten; da grade die ersten Generale, die sich rasch in Frankreich herausthaten, Deutsche waren. Westermann, der Commandirende des 10. August, war ein Hesse; Kleber, den Napoleon selbst zu seinem Nachfolger in Aegypten ernannte, ein Elsasser; Ney, den Napoleon in Rußland: „le brave des braves" hieß, ein Pfälzer; Luckner, Schramm u. s. w. Alles Deutsche.

Und da gehen sie betteln: „Ach wenn wir nur einen Bem hätten!" — und da suchen sie in allen Ranglisten Deutschlands, um hier nicht zu finden, was sie anderswo in Fülle besitzen.

Ja, „Lumpen, Lumpen — sind bescheiden"; — wenn's nur nutzen möchte, und die tapfern und tüchtigen Leute in Deutschland die Bescheidenheit ein wenig bei Seite setzten, um nicht als Lumpen zu erscheinen.

XXIV.

Der Aufruf der Frauen von St.-Annen.

Altona, den 28. October.

Das ist mir eine schöne Geschichte! Soll ich sie erzählen? Warum denn nicht? Paßt sie doch ganz schlußgerecht in die Ereignisse dieser Tage hinein. Ueberdies liefert sie ja auch den thatsächlichen Beweis, daß es nur eines Funken bedurfte, um in deutschen Herzen Feuer zu fangen.

Vor mehrern Tagen erhielt ich durch Dr. Frese, Redacteur der „Zeitung für Norddeutschland" in Hannover, 200 Thaler in Gold von einem Frauenvereine aus Hildesheim, nebst dem folgenden Schreiben, zur Weiterbeförderung:

Hildesheim, den 15. October.

„An die Mutter, die ihre beiden Söhne beweint, und die Frau, die ihre Brüder und ihren Mann für Deutschlands Ehre und Schleswig-Holstein in den Kampf und wol alle Drei in den Tod gehen sah."

Edle Frauen! Vielgeliebte Schwestern!

Trocknet Eure Thränen; Eure Gatten, Söhne, Brüder gingen in den heißen Kampf, sie starben den süßen Tod fürs Vaterland. Fürs Vaterland; ja, Schwestern, fürs theure deutsche Vaterland. Die Zeit wird erfüllt werden; blutroth ging über sie die Sonne unter, blutroth wird sie wieder hinter den Leichenhügeln in Wien, Berlin, Baden, Sachsen, hinter den Kerkern in allen Gauen Deutschlands emporsteigen und ihre Strahlen auf die Gräber Eurer Lieben senden. Harret nur noch ein Weilchen der Stunde der Erlösung entgegen. Das Blut der Euren kann nicht vergebens fürs Vaterland, für die edelsten Güter der Menschheit geflossen sein; es waltet noch ein Gott der Gerechtigkeit. Er hat zu den deutschen Frauen abermals durch Euren Aufruf gesprochen, geliebte Schwestern. Euer Ruf wird erhört werden von Jedem, dem der Gott der Liebe ein menschliches Herz verliehen hat.

Beikommend übersenden wir Euch 200 Thaler Gold als einen Theil des Ertrags einer Lotterie, welche Hildesheimer Frauen und Jungfrauen für ihre Schwestern und Brüder in Schleswig-Holstein veranstaltet haben. Wir werden bald mehr senden können. Gern eilten aus unserer Vaterstadt den Jünglingen, die schon von hier aus in die Reihen Eurer Braven geschickt sind, alle unsere Männer, streitbaren Brüder und Söhne nach, blutete nicht auch unser Land an tausend Wunden vergangener Jahre. — Gönnt uns für jetzt die Beru-

higung, daß Ihr unserer Versicherung glaubt, wir theilen Euren Schmerz um den Verlust Eurer Lieben, wir ermessen die Größe Eurer Opfer fürs Vaterland, wir wollen sie tragen helfen, wie und wo wir können. — — — Hoffet mit Zuversicht auf eine baldige Erlösung. Die Hülfe ist am nächsten, wenn die Noth am größten ist.

Empfanget unsern herzlichen Schwestergruß.

Elisa Weinhagen, geb. Götting,
und viele andere Unterschriften.

Das ist nun schon zum zweiten Male in diesem Jahre, daß mir Geld, welches ich hatte, mehr Kummer und Sorge machte als sonst alles Geld, das mir fehlte. — Wo mit diesen 200 Thalern bleiben, war nicht leicht zu entscheiden; noch schwerer aber, was den edeln Frauen in Hildesheim antworten.

Ich schickte die 200 Thaler an Frau B., die zu dem Frauencomité in Kiel für die Gefangenen gehörte, und schrieb dann an Frau Elisa Weinhagen in Hildesheim.

Altona, den 28. October.

Hochgeehrte Frau!

Indem ich die Ehre habe, Ihnen den Empfang der 200 Thaler in Gold, sowie des schönen Begleitschreibens anzukündigen, sehe ich mich gezwungen, mich bei Ihnen einer Lüge wegen anzuklagen und Sie, und in Ihnen viele deutschen Frauen und Jungfrauen, wegen derselben um Verzeihung zu bitten. Die Frauen von

St.-Annen sind von mir unterstellt und bestehen in Wahrheit nur in Hundert schleswig-holsteinischen Müttern und Gattinnen aber nicht insbesondere in Frau B. und D. in St.-Annen.

Der Aufruf an die deutschen Frauen und Mädchen wurde von mir entworfen und dem kieler Frauencomité für die schleswig-holsteinischen Gefangenen eingeschickt; von diesen aber aus Gründen der Zweckmäßigkeit abgelehnt. Die Dame, mit der ich mich in Correspondenz gesetzt hatte, Frau Landvogtin B., schrieb mir unterdeß am Tage nach der officiellen Zurückweisung meiner Arbeit aus Heide ein paar Zeilen, in denen sie mich bat, den Aufruf dennoch ohne Unterschrift zu veröffentlichen, da sie guten Erfolg von ihm erwarte. An demselben Morgen kamen die letzten Schlachtberichte über den Sturm gegen Friedrichstadt und waren von St.-Annen datirt. Und ebenfalls an demselben Tage wurde mir die trostlose Geschichte einer Familie, in der zwei Söhne und der Gatte der Tochter, dem Kriege als Opfer gefallen, todt, vermißt oder gefangen waren, durch ein Mitglied dieser Familie in den herzbrechendsten Einzelheiten und fast in den Worten des unten folgenden Schreibens sehr nahe gelegt. Das Alles wob sich in dem Augenblicke, als ich den Brief der Frau Landvogtin B., der selbst mit Thränen und Blut aus der Nachbarschaft von St.-Annen geschrieben war, erhielt, zu einem lebendigen Bilde zusammen und — so entstand das Geleitschreiben zu meinem Aufrufe, den ich, wie den

Geleitsbrief von St.-Annen datirte und an die Redaction der „Zeitung für Norddeutschland" schickte*).

Ich fühlte, daß die Kanonenschüsse, die sechs Tage von Friedrichstadt nach Deutschland hinüberschallten,

---

*) St.-Annen, 6. October 1850.

Verehrter Herr Redacteur!

Sechs Tage lang haben wir unter fast beständigem Kanonendonner verlebt. Die Unserigen, zwei meiner Söhne und der Gatte meiner Tochter, kämpften dort mit. Da haben wir gebetet und viel gedacht, was wir armen, schwachen Frauen wol thun könnten, um das Unserige beizutragen, das Vaterland retten zu helfen. „Wenden wir uns an die Frauen und Mädchen Deutschlands, wenden wir uns an sie um milde Gaben, fordern wir von ihnen Frauenwerk, und sie werden es nicht verweigern. Ihre Männer und Brüder werden vielleicht dadurch, daß die Frauen ihre Pflicht thun, daran erinnert daß sie die ihrige nicht thun." — Das Wort war uns aus dem Herzen gesprochen, und wir legten unser Gefühl in den folgenden Zeilen nieder. Seit sie geschrieben sind — hat uns das Härteste getroffen; mein ältester Sohn ist gefallen, mein zweiter Sohn wird „vermißt" — und meiner Tochter Gatte liegt mit zerschmettertem Beine in einem Nachbardorfe. Das Alles gibt uns den Muth, allein und in unserm Namen aufzutreten, und unser Herz in das Herz deutscher Frauen auszugießen.

Wir richten diesen Aufruf an Sie, werther Herr, weil ja Ihr Land sich bis jetzt am thätigsten unser angenommen, und Sie und Ihr Blatt ganz besonders zu dieser thätigen Theilnahme mitgewirkt haben.

Mit Hochachtung Ihre

Caroline B.

Maria Anne D., geb. B.

Siehe den Aufruf S. 125.

dem Mahnrufe an die deutschen Frauen nur um so mehr Nachdruck geben würden; und so wagte ich die — Lüge.

Sie begreifen nun, in welche Verlegenheit mich Ihre und Ihrer Freundinnen edle Anrede an die Schöpfungen eines hingerissenen Gefühls gesetzt hat. Ich glaube es aber grade den edeln Gefühlen, die Sie so warm aussprechen, schuldig zu sein, durch diese offene Erklärung mich gegen den Vorwurf in meinem Innern, den ich nicht ganz abweisen kann, zu vertheidigen. Sie haben den Lohn in Ihrem schönen Herzen und in Ihrer edeln Hingebung für eine heilige Sache, und ich freue mich des geringen Antheils, den ich an dieser Anregung habe.

Das Geld, das ich durch Sie erhielt, habe ich an Frau B. in Kiel, Mitglied des Comité für die Gefangenen, geschickt. Diese schreibt mir unter dem 25. October von Kiel:

„Um so viel wie möglich den Irrthum zu berichtigen, den Ihr — Aufruf veranlaßt, habe ich mich nach verschiedenen Seiten hin erkundigt, ob sich schleswig-holsteinische Frauen finden, die ein ähnliches Schicksal betrauern und der Unterstützung besonders werth sind, einerlei ob diese in St.-Annen oder sonstwo wohnen. Sobald ich Nachricht habe, werden wir dann die gesandte Summe so zweckmäßig wie möglich zu vertheilen suchen, und nachdem dies geschehen, bin ich mit Freuden bereit, den edeln Geberinnen im Namen der

Mütter und Witwen unser Aller dankbare Freude für die Gabe wie für die wahrhaft erhebende Zuschrift auszusprechen, so gut sich ein solches Gefühl, für das es nicht Worte gibt, wenn es auch das ganze Herz erfüllt, durch die Feder ausdrücken läßt.“

— Ich meinerseits hoffe, daß Sie, geehrte Frau, ebenfalls mit der Verwendung Ihres Geldes einverstanden sein werden. Sie kündigten in Ihrem Schreiben weitere Geldsendungen an; ich bin so frei, Ihnen vorzuschlagen, dieselben dann entweder zu den allgemeinen Fonds, die für Schleswig-Holstein in Deutschland gesammelt werden, zuzuschießen, oder wenn Sie die Gefangenen und Verwundeten insbesondere trösten wollen, Ihre Spenden entweder an das kieler Frauencomité für die Gefangenen, oder an das altonaer Frauencomité für die Verwundeten zu schicken.

Ich würde Sie übrigens bitten, die Entstehungsart des St.-Anner Aufrufs, die Ihnen zu verrathen mich Ihre schöne, edle und mir persönlich so nahe tretende Theilnahme zwang, vorerst nicht bekannt werden zu lassen. Der Spott unserer Feinde würde in ihm vielleicht ein Häkchen finden, sich daran zu hängen. Es ist nicht nöthig, ihnen ein solches zu bieten, solange es noch schaden könnte, wenn uns der kalte Egoismus der Herrschsucht einer Unwahrheit — die ich vor Gott und meinem Gewissen schon verantworten will — zeihen könnte.

Es hat mich gefreut, auf diese Weise mit einem Kreise von Frauen in Verbindung zu treten, deren Sprache mir und gewiß Jedem, der sie liest, Hochachtung aufzwingen wird.

In diesem Gefühle habe ich die Ehre zu sein

Ihr sehr ergebener
J. Venedey.

Altona, den 1. November.

Von Frau B. aus Kiel erhielt ich heute die folgenden Zeilen:

Indem ich Ihnen, Herr Venedey, anliegend die gewünschte Quittung übersende, benachrichtige ich Sie zugleich, daß in Folge Ihrer Aufforderung vor einigen Tage aufs neue an den kieler Hülfsverein 300 Thaler geschickt worden sind, die der Bürgermeister Balemann in Empfang genommen hat.

Da Sie uns die Vertheilung der 200 Thaler überlassen, haben wir noch eingezogener Erkundigung schon über einen Theil derselben verfügt, der einer armen Schullehrerwitwe in Friedrichstadt zu Gute kommen soll, die vor drei Jahren ihren vortrefflichen Mann und mit ihm ihre beste Stütze verlor, darauf ihre drei Söhne mit blutendem Herzen, aber gerne und willig in den Kampf gehen sah und nun während der letzten schrecklichen Tage von ihrer ganzen Habe auch nicht ein Stück rettete. Gewiß werden sich ähnliche Fälle genug

finden, und es wird dann unsere Sorge sein, das übrige Geld so zweckmäßig als möglich zu vertheilen.

Achtungsvoll ergebenst
L. B.

Nachschrift. In diesem Augenblicke geht uns die Nachricht zu, daß sich in Altona eine Frau in dürftigen Umständen befindet, die zwei ihrer Söhne im Felde verloren hat. Nach unserer Meinung könnten ihr von der Summe 40—50 Thaler gegeben werden, und wenn Sie vielleicht die Freude haben wollen, sie ihr selbst zu bringen, so könnte ich Ihnen ihre Adresse nebst dem Gelde schicken.

Ich habe Letzteres aus allerlei Gründen abgelehnt; aber ich mag doch nicht verhehlen, daß mir selten ein Erfolg, den meine Feder gehabt hat, so wohl gethan als dieser hier. Wer in der Politik mit etwas Gewissenhaftigkeit zu Werke geht, der wird oft den herben Zweifel zu bekämpfen haben, ob seine Lehren, wenn sie überhaupt wirken, nicht mitunter eher schaden als nutzen, nicht die Wunde durch unser Mittel vielleicht eher vergiften — als heilen. Der Arzt gibt seine Vorschrift nach Pflicht und bestem Wissen und Gewissen, aber wer steht ihm dafür, daß er, während er die Krankheit, die er erkannt hat, zu heilen glaubt, durch sein Mittel nicht einen andern viel gefährlichern Krankheitsstoff in seinem Patienten nährt und entwickelt? Hier

bin ich vollkommen und zweifelsohne sicher, daß herbe Wunden geheilt werden. Und das thut wohl, thut wohl dem eigenen wundgeriebenen Herzen.

Altona, den 2. November.

Noch ein paar Briefe in Angelegenheit des St.-Anner Aufrufes. Frau E. Weinhagen antwortete:

— — —

„Aber ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es durchaus nothwendig ist, über den Vorgang den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu ziehen, wollen wir anders nicht allein einen Rückfall in die alte kaum beseitigte Schläfrigkeit und Unthätigkeit der deutschen Männer und Frauen verhüten, sondern auch möglichen schlimmen Folgen vorbeugen. Ihr Aufruf hat mächtig an die Frauenherzen geklopft, sowol hier als in andern Städten, und irre ich nicht, so soll noch manche Zusendung an die Frauen von St.-Annen erfolgen. Sie müssen dies jetzt zu verhindern suchen, damit nicht noch mehr Leute in das Geheimniß gezogen zu werden brauchen, und ich glaube, es geschieht dies am besten dadurch, daß Sie noch einmal unter den fingirten Buchstaben B. und D. in der «Zeitung für Norddeutschland» bekannt machen lassen, man bitte alle fernern Unterstützungen, welche Ihnen zur Vertheilung vielleicht zugedacht wären, an eins der beiden Frauencomités in Kiel oder Altona einzusenden.“ —

„Unsere Feinde, wie Sie selbst schon bemerkten, würden uns mit Hohn und Spott verfolgen, wenn sie hinter dies Geheimniß kämen, und es könnte selbst der guten Sache schaden."

In Antwort auf diesen Brief schrieb ich an Frau B.:

„Ich habe mich nicht entschließen können, noch einmal im Namen der Frauen von St.-Annen zu sprechen. Die Verlegenheit, in die mich Ihre schöne Zuschrift gesetzt, hat mich zu sehr darauf aufmerksam gemacht, daß die Rolle nicht fortgespielt werden darf. Sie war am Tage nach der Schlacht von Friedrichstadt eine poetische Eingebung des Augenblicks; sie würde jetzt zur kalten Komödie herabsinken. Das darf nicht sein, und deswegen habe ich den Ausweg ergriffen, der in dem beifolgenden Briefe liegt." —

„Sie haben mich ein wenig angesteckt mit Ihrer Furcht; doch heilt diese «Unwahrheit» so manche tiefe Wunde, daß ich getrost dies Vergehen vor Gott und vor der Welt rechtfertigen will. Ich lobe aber bei so bewandten Umständen Ihre Discretion, wie ich natürlich mein Geheimniß bewahren werde so gut als möglich und so lange als nöthig. Bis jetzt wissen es nur ein paar Frauen, die nicht uneingeweiht bleiben durften — und Dr. Frese (dem ich es ebenfalls nachträglich mitzutheilen gezwungen war). Ich denke, diesmal werden die bösen Zungen Lüge gestraft, die versichern, daß ein Frauengeheimniß keines mehr sei."

„Dank für Ihren schönen Brief" u. s. w.

XXV.

Die dänische Presse über Preußen und Deutschland. — Demokratisch-deutsch-dänische Michelei. — Oesterreichische Executionstruppen. — Aufruf an die Deutschen in Oesterreich. — Die „Kölnische Zeitung". — Herr Balemann und der Aufruf der St.-Anner Frauen. — Ein Aufruf der schleswigschen Flüchtlinge und — der Herzog von Augustenburg.

Altona, den 5. November.

Der Hohn ist groß, die Schmach aber noch größer. Rußland und Frankreich drohen, thun vielleicht nur so, als ob sie drohten, und Preußen — doch wir mögen das lieber dem Fremden überlassen; es widerstrebt uns hier, das Wort auszusprechen, das auf unsern Lippen liegt. Ein dänisches Blatt „Faedrelandet" überhebt uns dessen. Es sagt:

„Preußen war im Mai 1848 auf dem Gipfel seiner deutschen Popularität, die Kaiserkrone schwebte im lebhaften Glanze vor den trunkenen Blicken des Philosophen von Sanssouci, die Nationalversammlung war im Begriff sich zu versammeln, Oesterreich war durch

innere Kämpfe zerspalten, Frankreich wankte am Rande des Abgrundes der Junitage, England wollte oder konnte nichts — und doch trollte (toeflede) Wrangel augenblicklich ab, die Jüten kamen von der Ausschreibung der vier Millionen frei, obgleich die aufgebrachten Schiffe nicht zurückgegeben wurden, der deutsche Hochmuth, damals anspruchsvoller als je, steckte die Pfeife in den Sack, und begnügte sich mit der kümmerlichen Glorie der Hoptruper Nacht, anstatt die schwarzrothgoldene Fahne auf Skagen zu pflanzen. Das Einzigste, worauf Preußen anbeißt, das Einzige, was einen Strahl der Vernunft zünden kann in den Einbildungen und Träumen, die das deutsche Hirn umnebeln, das Einzige, vor dem man bange ist, und in ein Mauseloch kriecht — das ist der Krieg, der ernsthafte Krieg, der Krieg gegen eine Uebermacht."

„Alle Kriegsrüstungen Preußens gegen Oesterreich sind nur blinder Lärm. Wer in Berlin etwas ausrichten will, muß blanke Bayonnete am Horizonte zeigen können; die deutsche Ehre wird dann so klein werden, daß sie in Herrn von Reedtz's Schnupftabacksdose versteckt werden kann, und der große Jesuitengeneral wird sich ehrerbietig bücken und sagen: «Ja Gott bewahre, das ist etwas Anderes»."

„Flyveposten" äußert sich in einem ähnlichen Tone: „Man kann dessen ziemlich gewiß sein, daß Preußen nicht das Aeußerste wagen werde; wenn es

sieht, daß es Ernst wird, so wird es zuerst suchen auf einen Accord einzugehen, aber wenn seine Contrahenten unbeugsam sind, wird es die Sache gänzlich aufgeben. So hat es seit dem März 1848 es gemacht, und es wird jetzt seine Natur nicht verleugnen. Der Radowitz'sche Vorschlag an die dänische Regierung zu einem Waffenstillstande mit den Insurgenten möchte ein solcher Versuch sein, zwischen der drohenden bewaffneten Intervention und seinen holsteinischen Mündeln einen Accord zu Stande zu bringen; aber wir hoffen, daß die dänische Regierung und ihr russischer und französischer Alliirter das preußische Cabinet dazu bringen werden, mehr und mehr zu bieten, bis es Alles bietet — und es wird Alles bieten."

Wenn dieser Hohn, diese Schmach uns verletzt, so gibt es noch etwas Anderes, das uns noch unendlich tiefer das Herz zerreißt. Das ist: das wohlgefällige Echo, das dieser Hohn so oft in dem Munde deutscher — Republikaner und Radicaler findet. So oft wir dieser Erscheinung begegnen, überschleicht uns ein Gefühl, als ob das Unheil, dem diese Schmach und dieser Hohn entspringen, ein unheilbarer Schaden des deutschen Volks sein könnte. Wenn man sieht, wie Tag für Tag die neuen Demüthigungen der deutschen Nation von einem Theile derselben, und oft demjenigen, der sich für den auserwählten hält, und es auch in gewisser Beziehung ist, mit einer Art von Selbstzufriedenheit hingenommen, mit einer Art Schadenfreude aufgetischt

werden, so könnte man an dem letzten Hoffnungsstrahl verzweifeln. Man sieht es ihnen an, man hört es aus jeder Aeußerung heraus, daß sie keine Ahnung davon haben, wie schmachvoll sie selbst, jeder Einzelne und das ganze deutsche Volk bis zum Letzten herab in diesen Thatsachen ins Gesicht gespien werden. „Da soll man ein Deutscher, da soll man ein Patriot sein — lieber ein Hundejunge. Wenn nur die Russen erst in Hamburg wären!" hörte ich gestern einen sehr tapfern Demokraten sagen. Es war etwas Verzweiflung in dieser Aeußerung, aber doch nur die bankbrüchige Verzweiflung der verneinenden Ohnmacht, des stumpfesten Mangels an jeglichem Vaterlandsgefühle. Anstatt in Wuth und Raserei loszubrechen gegen die Russen und Kosacken in Deutschland, stehen sie da und höhnen Diejenigen aus, die ihr Vaterland lieben, die die Schmach, die über dasselbe gekommen, fühlen, und ihr gegen Rußland in und außer Deutschland ein Ende machen möchten.

Wer bei den Ereignissen der neuesten Zeit nicht zu dem innern Bewußtsein, zu dem Sieges- und Racheruf: Hoch Deutschland — und nieder mit den Verräthern an seiner Ehre! kommt, der verdient nichts Besseres, als was ihm jetzt von Preußen geboten wird. Und weil dieser Sieges- und Racheruf nur so wenige Herzen in Deutschland durchdringt, ist es möglich, daß Rußland solchen Hohn und solche Schmach auf uns herabschleudert und daß Preußen

und seine Staatsweiber sich zur Vollziehung derselben hergeben.

Wir schütteln diese Schmach von uns ab; wir werfen den Feinden Deutschlands in Deutschland unsern Fluch ins Gesicht, und rufen: „Hoch Deutschland — trotz aller Schmach und Demüthigung"! — die die Einen uns aufbürden, die die Andern hohnlächelnd hinnehmen, und die dennoch in den Herzen jedes wahren Vaterlandsfreundes, Freiheits- und Menschheitskämpfers Zorn und Kampflust anfachen muß, und am Ende auch zum Durchbruche in ganz Deutschland kommen wird.

Hoch Deutschland — und nieder mit den Russen in Deutschland!

Altona, den 5. November.

Es gibt in Altona eine kleine, aber sehr thätige dänische Partei, und es ist dieser Partei gelungen, sich oft theilweise der Ultrademokraten zu bedienen, um durch diese ihre dänische Propaganda in Schleswig-Holstein selbst, wie auch anderswo zu betreiben. Der französisch-demokratische Zopf des Antinationalismus, des Super-Humanismus kommt diesen Bestrebungen oft zu Hülfe, und so bilden sich die Ultrademokraten oft ein, daß sie Gott weiß was für eine Heldenthat begangen haben, wenn sie dem Auslande gerecht gewesen sind — auf Kosten Deutschlands, auf Kosten des eigenen Vaterlandes. — Die

dänische Partei ist sehr klug und fein, und weiß daher sehr gut, daß im Süden Deutschlands der Ultrademokratismus leichteres Spiel hat und oft mit in den antinationalen Ton einstimmt. Dorthin weiß denn auch die dänische Partei ihre Ansichten sehr oft unter dem Banner des Ultrademokratenthums zu tragen. Wir sind aber erstaunt, diese Stimme nun auch sehr klar und erkenntlich in einem Organe Süddeutschlands zu finden, das bisher die Grenze zu halten wußte und schon deswegen unsere volle Theilnahme hatte. Wir meinen die Kolatschek'sche Monatsschrift.

Im Septemberhefte dieser so ausgezeichneten Zeitschrift ist ein aus Altona datirter Artikel über die Einverleibung Schleswigs in Dänemark, den wir unbedingt für ein dänisches Machwerk erklären müssen, wenn die antinationale superhumanistische Auffassung nicht die allergedankenloseste, gutmüthigste deutsche Michelei sein soll. Der Verfasser dieses Aufsatzes behauptet: eine Sonderstellung Schleswigs sei Unsinn — und daß dann nur die Wahl zwischen einer Vereinigung Schleswigs und Holsteins, oder Schleswigs und Dänemarks zu einem „Staatsganzen" übrig bleibe; daß jene aber durch den „unglücklichen Ausgang" der deutschen Einheitsbestrebungen von 1848 fürs Erste unmöglich geworden; daß die „europäischen Mächte" sie nicht zugeben würden, und daß somit nichts Anderes übrig bleibe als — „die nähere Verbindung Schleswigs mit Däne-

mark" *). Wenn wir dieser Demonstration in einer dänischen, in einer Piepmeier-Detmold'schen Note begegneten, so würden wir sie natürlich finden; in einem demokratischen Organe aber zu hören, daß den „europäischen Mächten" gehorcht werden müsse, scheint uns doch fast gar zu arg nach diplomatischen Leuten zu riechen.

Doch folgen wir aber unserm hyperhumanistischen Michel weiter.

Die einzig gerechte und naturgemäße Entscheidung dieses Streits würde in einer Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten zu finden sein, wie denn England selbst diese 1848 in einer Note Lord Palmerston's vorschlug. Der Verfasser des Aufsatzes, den wir bekämpfen, springt rasch über diese Möglichkeit weg, sagt, daß die „schleswig-holsteinische Partei" dies nicht zulassen werde; er sucht dann das Mittel, die — deutschen Schleswiger, die er an Dänemark überliefert, gegen die Danisirung in Schutz zu nehmen. Es ist wahrhaft lustig in der Haltlosigkeit, wenn dem Manne nicht einfällt, daß sein Rath die Dänen nicht hindern wird, deutsches Wesen in ganz Südschleswig, soviel an ihnen liegt, auszurotten, und daß, wenn es sich doch einmal darum handelt, ob ein paar hunderttausend Fremde sich einem fremden Volke unterwerfen sollen, wir Deutsche wahrlich stockverrannt sind, wenn wir, aus purer Michelei — denn sonst

*) S. 423 d. Septemberhefts d. „Deutschen Monatsschrift".

ist's nichts, wie philosophisch und demokratisch es auch aussehen mag — Deutsche gefesselt dem Fremden überliefern und dann humanistische Grundsätze aufstellen, nach welchen wir in Einfalt und Herzensgüte hoffen, daß das Ausland unsere Brüder behandeln werde.

So heißt es in diesem Aufsatze weiter: „Wenn Schleswig nicht getheilt werden soll — so werden die südschleswigschen Deutschen ebenso gut Deputirte zu der Reichsversammlung des dänischen Kopenhagen senden können, wie die nordschleswigschen Dänen früher Deputirte nach den deutschen Städten Schleswig und Kiel gesendet haben.“ Ebenso gut — wenn es einmal Prügel geben soll, so ist es ebenso gut, ob der Michel in der Demokratenjacke aus Altona oder sonst Jemand sie bekommt — ebenso gut; o, du göttliche deutsche Gemüthlichkeit! Unser Altonaer geht aber noch weiter und sagt: In Kopenhagen „müßte es das Bestreben der dorthin gewählten südschleswigschen Deutschen sein, der ehemals in Kopenhagen sehr viel gebrauchten deutschen Sprache bei den Reichstagsverhandlungen zur Gleichberechtigung mit der dänischen zu verhelfen.“ Das steht wörtlich so Seite 424 der Monatsschrift. Ist es nicht zum Krankärgern oder — Kranklachen? Wir würden übrigens den Stockhumanisten aus Altona für den Fall, wenn es einmal dazu käme, zum Deputirten nach Kopenhagen wählen, damit er dort „immer von

neuem mit der deutschen Sprache hervortreten müßte" — und wir so seines dänisch=französisch=hyperhumanistischen Unsinns ledig würden.

Der Verfasser spricht dann von den Verwaltungsverhältnissen in Schleswig=Holstein und fährt in göttlicher Einfalt fort. Er sagt: „Die Störung, welche in den schleswigschen Verwaltungsverhältnissen durch deren Unterordnung unter die dänischen Ministerien eintritt, wird in der That, nachdem die Flensburger Landesverwaltung Alles unterwühlt und die Abtrennung von Holstein nach allen Seiten hin vorbereitet hat, eine sehr geringe sein" *). Merkt denn unser guter Freund und Scheinglaubensgenosse gar nichts davon, daß er hier nicht blos gutmüthig ist, sondern auch der Perfidie, mit der Preußens Diplomaten in der Flensburger Landesverwaltung den Dänen in die Hände spielten, den Preis zuerkennt und die Krone des Verdienstes aufdrückt?!

Unser Michel wird dann wieder weichherzig den Deutschen gegenüber, möchte auch diesen gerecht sein, und sagt: „Wenn ein schleswigsches oder ein dänisches Appellationsgericht die Functionen des kieler für Schleswig übernimmt, wenn die Behörden daselbst unmittelbar von den höchsten dänischen ressortiren, so muß" — Acht gegeben, jetzt kommt die Bescherung — „so muß dagegen der Besuch der

*) a. a. O.

Universität Kiel den Schleswigern künftig ebenso gestattet sein, wie Holsteiner bisher in großer Menge in Kopenhagen studirt — — haben." So steht es wieder wörtlich S. 425 der „Deutschen Monatsschrift", wörtlich, wir wiederholen es, weil man sonst glauben könnte, wir machten uns lustig über unsern Gegner. Sollte unser Altonaer am Ende gar ein Stück Professor in Kiel oder so Etwas sein? —

Zum Schlusse ist dann noch von den Zollreformen der dänischen Regierung in Schleswig die Rede. Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, weiß, daß diese Zollreformen keinen andern Zweck haben, als England den Markt in Schleswig und Dänemark zu öffnen und so Lord Palmerston einen Vorwand zu geben, gegen die öffentliche Meinung in England den Diplomaten Rußlands die Hand zu reichen und mit ihnen gegen Deutschland zu operiren. „Wenn, wie es die Absicht der dänischen Regierung ist, auch Holstein zu dem dänisch-schleswigschen Zollgebiet zugezogen wird — so ist der Vortheil, der allen Dreien in national-ökonomischer Beziehung aus dieser Vereinigung erwächst, sehr bedeutend"*). Diese Stelle könnte fast glauben machen, daß unser Freund doch nur eine demokratische und superhumanistische Maske vorgelegt hat und nichts als ein guter Däne, und dann ganz erlaubt — ein schlechter Deutscher

*) S. 425.

ist. Nicht nur Schleswig, sondern auch Holstein kommt in den dänischen Zollverband zum Vortheile — Englands, zum Nachtheile Deutschlands. Unser Freund selbst sagt: „Nur Altona, das hinsichtlich der Zollgesetzgebung als Ausland betrachtet wird, verliert dabei." Das heißt auf deutsch: das Ausland — genannt Deutschland, wird auf diese Weise um eine Provinz ärmer, und diese Provinz wird selbst in national-ökonomischer Beziehung von deutscher Industrie und deutschem Handel abgerissen und — dem dänischen Zollverband und somit dem englischen Handel und der englischen Industrie überliefert!

Daß ein Däne dies wünscht, betreibt, vertheidigt; dagegen wäre nichts zu sagen. Wenn er dazu sich etwas tölpelhaft eine deutsche Gemüthlichkeitsjacke mit humanistischen und demokratischen Aufschlägen anzöge — wäre ganz klug; — unbegreiflich ist nur daß Deutsche ihn unter dieser Maske nicht gleich erkennen und zur Thüre hinausjagen sollten.

Altona, den 6. November.

Seit ein paar Tagen geht die Nachricht durch die Blätter, daß österreichische Executionstruppen nächstens in Schleswig-Holstein einrücken, das Land besetzen und das Heer entwaffnen werden. Das veranlaßte mich, den folgenden Brief zu veröffentlichen:

An die Deutschen in Oesterreich.

Eines Tages trat im Frankfurter Parlament ein Mann auf die Tribüne, die aufgerichtet worden war, um Deutschlands Einheit und Freiheit zu begründen, und verlangte in frevelhafter Verblendung, daß Oesterreich aus Deutschland hinausgestoßen werden solle. Mich trieb damals das heiligste Gefühl, diesem Manne gegenüberzutreten, ihn seines Frevels zu zeihen und seinem Streben in aller Deutschen Liebe zum gesammten deutschen Vaterlande, in der Bruderliebe zu den deutschen Völkern in Oesterreich ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg zu legen. Und so geschah es. Es gelang nicht, was kecke Klügelei und ängstliche Ohnmacht erdacht hatten; Oesterreich wurde nicht aus Deutschland hinausgestoßen, die deutsche Reichsverfassung wies seinen deutschen Völkern die ihnen gebührende Stellung im Gesammtvaterlande an.

Wenn ich an diese Thatsachen erinnere, so geschieht es fürwahr nicht, um mich des geringen Antheils, den ich an ihnen hatte, zu rühmen. Im Gegentheile, ich möchte dadurch die Keckheit entschuldigen, in der ich es wage, mich heute an die Deutschen in Oesterreich zu richten, und auch ihnen mit einem Weheruf entgegenzutreten wie den, den mir Gagern's Frevel am deutschen Volke, an unsern österreichischen Brüdern auspreßte.

Es geht gegenwärtig die Nachricht durch Deutsch-

land, daß nächstens österreichische Krieger hierher nach Schleswig-Holstein kommen sollen, um das schleswig-holsteinische Heer zu entwaffnen.

Es heißt das auf Deutsch: die Krieger Oesterreichs sollen hier ihre Hand dazu bieten, Schleswig — und in Folge dessen vielleicht dereinst auch Holstein — aus Deutschland hinauszustoßen. Was Gagern damals gegen Oesterreich mit frevelnder Hand versuchte, das soll heute Oesterreichs tapferes Heer gegen Schleswig-Holstein durchführen helfen. Wenn darin auch eine Art Vergeltung des Geschickes gegen Gagern und die Gothaner liegt, so würde doch das Unrecht, das heute Oesterreich am deutschen Volke begangen, nicht kleiner sein als der Frevel, den damals Gagern und seine Freunde zu denken wagten. Das deutsche Volk hat die Ausführung dieses vaterlandvergessenen Gedankens verhindert, und schon hierin liegt die Pflicht des österreichischen Volks klar angedeutet.

Was Dänemark heute von den Deutschen in Oesterreich verlangt, ist ungefähr Dasselbe, als ob Italien, dereinst von Frankreich, Rußland und England unterstützt, forderte, daß Tirol von Oesterreich losgerissen und zu Italien geschlagen werde, und als ob dann auf den Befehl des Auslandes, auf den Befehl von Frankreich, Rußland und England hin, deutsche Krieger nach Oesterreich und Tirol ziehen müßten, um Tirol zu theilen, oder ganz von Oesterreich abzureißen.

Dies und kein anderes ist das Werk, das heute dem österreichischen Heere aufgebürdet werden soll. Wäre es möglich, daß diese Drohung zur That würde, fürwahr, so würden die deutschen Völker in Oesterreich sich für alle Zeiten den Fluch von ganz Deutschland aufladen. Von diesem Tage an würde möglich werden, was von Seiten Gagern's nur ein Frevel war; denn von diesem Tage an würde im ganzen deutschen Volke ein Bewußtsein leben, daß einst Oesterreich einen der edelsten deutschen Stämme, der mit deutschem Muth deutsche Ehre vertheidigt, der deutsch ist und deutsch bleiben will, dem Feinde des Vaterlandes überliefert hätte.

Es gibt in der Geschichte der Oesterreicher in Deutschland einen häßlichen Schmachflecken; sie waren die berufenen Vertheidiger der deutschen Rheinlande; sie haben diesen Beruf eine Weile fallen lassen, und der Elsaß war von Deutschland abgerissen. Aber in ganz anderer Weise würde die That die Geschichte des österreichischen Volks besudeln, wenn es sich wirklich dazu hergeben könnte — Schleswig-Holstein auf Rußlands Befehl an Dänemark zu überliefern.

Oesterreich war stets einer der Grenzwächter Deutschlands; wir bewundern seine Kämpfe gegen die Türken; wir bewundern seine Ausdauer in dem Riesenkampfe gegen die Weltherrschaft Napoleon's. Will es mit Einem Schlage dies Alles vergessen machen, indem es heute — sein tapferes Heer dazu verwendet, eine

deutsche Provinz von Deutschland abreißen zu helfen?

Ich habe es für Pflicht gehalten, diese einfache Frage an die deutschen Herzen in Oesterreich zu richten. Sind diese Herzen nicht verstockt und dumpfer Gefühllosigkeit verfallen, so wird die Antwort auf diese Frage genügen, um die Freunde Rußlands zu belehren, daß es seine Gefahren haben könnte, auf den Befehl des Zaren hin sich dazu herzugeben, den tapfern deutschen Kriegern Oesterreichs zu gebieten, ein edles Glied des deutschen Volks vom Gesammtleibe des Vaterlandes mit Blut und Schmach abreißen zu helfen.

Altona, den 6. November 1850.

J. Venedey *).

*) Ungefähr acht Tage später hieß es in der „Kölnischen Zeitung": „Herr Venedey hat in die österreichischen Blätter eine seiner wohlgemeinten Zuschriften erlassen." Die „Kölnische Zeitung" hat ihre eigene Art, ihre politischen Gegner zu behandeln. Das Wort „wohlgemeint" klingt so wohlmeinend, und ist doch ein schlecht verdeckter Hohn. Ich kann denselben ruhig über mich ergehen lassen, denn mich treibt nur Eines, und zwar ein sehr klares Pflichtbewußtsein. Ich thue stets, was ich möchte, daß Alle thäten, und kümmere mich nicht um den Rest, am wenigsten aber um den tückischen Hohn Derjenigen, die mit allen Winden segeln, und grade deswegen vor Allem schuld sind an der Schmach, die über Deutschland gekommen ist.

Altona, den 9. November.

Nicht ohne ein gemischtes Gefühl las ich gestern in der „Zeitung für Norddeutschland" folgenden Artikel:

„Bremerhaven, 5. November. Die von unsern Damen im September veranstaltete Lotterie für Schleswig-Holstein lieferte die Summe von 480 Thalern. Unsere jungen Damen haben kürzlich eine Haussammlung abgehalten, welche wiederum 388 Thaler brachte, nach deren Empfang das Kieler Comité dem hiesigen nachstehende Danksagung zusendete, welche wir, der darin ausgesprochenen Wünsche halber, der Oeffentlichkeit übergeben." —

„Den hochherzigen Damen Bremerhavens!

Sie haben den Hülferuf unserer Frauen und Jungfrauen von St.-Annen nicht nur gehört, sondern auch erhört. Sie kennen unsere Noth und sind Ihrerseits darauf bedacht gewesen, derselben abzuhelfen. Dank Ihnen im Namen unsers theuern Schleswig-Holsteins! Es sind nicht allein die 345 Thaler L'dor, für deren Sammlung wir Ihnen danken, sondern noch mehr das thätige Mitgefühl für unser Land, welches Sie dadurch so schön beurkundet. Sie sind noch die Ersten, bei denen jener Hülferuf von St.-Annen Anklang gefunden, möge Ihr gutes Beispiel auch andere Frauen und Jungfrauen zu gleichem Thun anfeuern! Endlich aber noch die Bitte, daß auch Sie nicht glauben mögen, daß durch Ihre Gabe alle Noth gehoben, nein, die Noth ist noch immer groß, und es

ist nicht blos unsere, nein, Deutschlands Noth, der geholfen werden soll. Sie und wir Alle haben nie genug gethan, bis uns unser volles Recht geworden, bis der Feind ganz überwunden ist! Darum nicht die Hände in den Schoos gelegt, sondern fahren Sie fort für unsere Sache zu wirken. Es fehlt unsern Soldaten an Strümpfen, stricken Sie solche! Aber es fehlt noch mehr an Streitern und Geld, schicken Sie uns Ihre Söhne und Brüder, gehen Sie von Haus zu Haus und bitten Sie Jeden, einen Theil von seinem Gut dem theuren Vaterlande zu opfern, jede Gabe, auch die kleinste, ist willkommen und hilft! Gott sei ferner mit Schleswig-Holstein! Kiel, den 29. October 1850. Der deutsche Ausschuß des schleswig-holsteinischen Vereins zu Kiel. Valemann, Vorsitzender. A. Schmidt, Schriftführer."

Altona, den 6. November.

Der Erfolg, den der Aufruf der Frauen von St.-Annen gehabt, veranlaßte mich, einen Aufruf im Namen der schleswigschen Flüchtlinge zu verfassen. Um nicht in eine ähnliche Verlegenheit, wie mit jenem zu kommen, gab ich ihn einem befreundeten Schleswiger und bat ihn, denselben seinen Schicksalsgenossen vorzulegen. Er fand keine Gnade. Viele Wochen später brachte mir ihn ein Mann zurück, der beim Herzog von Augustenburg Haus- und Hofprediger gewesen war

und mir sagte, daß man nicht glaube, derselbe könne jetzt irgendwie Nutzen bringen. Er war in die Hände der Eiderdiplomaten gerathen und fiel durch. Sie mochten wie die Rheindiplomaten denken, daß er „wohlgemeint" sei. Ich hatte meine Pflicht gethan. Hier ist der Aufruf.

Die Flüchtlinge aus Schleswig an das deutsche Volk.

Brüder! Wir haben Haus und Hof verlassen, sind, nachdem unsere kampfbaren Söhne in die Reihen unsers Heeres eingetreten waren, mit Weib und Kind ausgewandert, als der Feind deutscher Nation unser Land besetzte. Wir sind Deutsche, wollen Deutsche bleiben. Und deswegen setzen wir seit Jahren Alles aufs Spiel, gaben wir endlich Hab und Gut preis, als das Geschick der Waffen sich gegen unsere Brüder und Söhne im Heere erklärte. Wir bauten auf dich, deutsches Volk, auf Euch, deutsche Männer. Wir sagten uns: „Das deutsche Volk wird es nie und nimmer zulassen, daß ein Glied Deutschlands vom deutschen Leibe abgerissen werde." Wir sagten uns: „Das deutsche Volk hat zweimal seine Heere in unser Land geschickt, es hat uns geholfen in unserm Kampfe; seine Ehre wie seine heiligsten Interessen stehen auf dem Spiele, es wird, es darf und kann uns nicht im Stiche lassen."

Wir wußten, daß die deutschen Regierungen,

die deutschen Dynastien nur zweifelhafte Freunde, oft geheime Feinde unserer gerechten Sache sind. Aber wir sagten uns weiter: „Seht, wie sich's in ganz Deutschland regt, wie man in allen Gauen für uns thätig ist, wie die Jugend zu unserm Heere strömt, wie die Männer ihr Geld, die Frauen die Arbeit ihrer Hände für uns einsetzen; sie werden uns im entscheidenden Augenblicke nicht preisgeben, um so in Dem, was sie für uns gethan haben, nur ein Denkmal der Schmach für sich und für Deutschland zu begründen. — — Das ist unmöglich!"

Und nun heißt es, es sollen deutsche Truppen, die Söhne des deutschen Volks, hierher kommen, um auf den Befehl Rußlands und Frankreichs unser Heer, das deutsche Erde mit deutschem Blute vertheidigt, zu entwaffnen!

Wir sind meist nur schlichte Bauern, aber fürwahr uns scheint es, als ob die Geschichte aller Völker kein Beispiel einer Schmach, wie diese, aufzuweisen haben würde, wenn die vom deutschen Volke und seiner Arbeit und seinem Schweiße besoldeten deutschen Krieger jetzt hierher geschickt werden könnten, um uns Deutsche zu zwingen, dänisch zu werden.

Brüder! wir können nicht an diese Nachricht glauben, wir wollen sie für Lug und Verleumdung halten; denn wir glauben noch an deutsche Ehre und deutsche Mannbarkeit. Deswegen rufen wir Euch abermals ins Gedächtniß: „Wir sind Deutsche und

wollen Deutsche bleiben, trotz Frankreichs und Rußlands Drohung!"

An Euch, ihr Brüder in Deutschland, ist es jetzt, wenn die obige Drohung doch durchzuführen versucht werden sollte, zu zeigen, daß wir Euch nicht zu hoch anschlagen, wenn wir von Euch glaubten, daß Ihr Männer von Ehre und Vaterlandsliebe seid.

Altona, den 6. Novbr. 1850.

Die schleswigschen Flüchtlinge in Altona und Hamburg.

XXVI.

Krieg oder Friede in Deutschland und zwischen deutschen Völkern? — Demokratisches Haarspalten. — Noch einmal die St.-Anner Frauen. — Die deutschen Russen.

Altona, den 9. November.

Die „Norddeutsche freie Presse" brachte heute einen Artikel, der den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich fast auf dem dynastischen Standpunkte annahm. L., Ultrademokrat, Archiradical, Junghegelianer, ist der Ansicht, daß die Demokratie mit der Reaction ein Bündniß gegen das „Bürgerthum" schließen müsse, und daher glaubt er der Reaction in Preußen, die jetzt zum Kriege getrieben wird, die Hand bieten zu müssen. Fock, Redacteur en chef, möchte nur den schleswig-holsteinischen Standpunkt berücksichtigen, für den ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich vorerst Schleswig-Holstein halbwegs sicher stellt.

In dem Artikel der Presse lesen wir unter Anderm auch: „Sich auf sich zurückziehen, heißt für Preußen nichts Anderes, als seinen natürlichen, seinen

so sehr getrübten Werth zur Geltung bringen zu wollen, heißt, als dynastisches Hohenzollerthum — Das versuchen wollen, was mit Hülfe des tappenden, halben Gothanerthums nicht hatte gelingen wollen." — Für dieses „dynastische Hohenzollerthum" die demokratische Kriegstrompete erschallen zu lassen schien mir grundverkehrt. Ich schrieb an die Presse:

An die „Norddeutsche freie Presse".

Altona, den 9. November 1850.

Herr Redacteur!

In der gestrigen Presse heißt es: „Die Demokratie, ein Theil des Bürgerthums steht jetzt außerhalb der alten Staaten. Ein Krieg wird sie von neuem dem Staatsleben gewinnen."

Es liegt eine Wahrheit in diesen Worten, die aber erst ganz klar wird, wenn Sie sagen: „Ein Krieg wird sie von neuem dem alten Staatsleben gewinnen." Ein Krieg, bevor die Revolution, bevor die Neuzeit in Deutschland gesiegt hat; bevor die Demokratie zur Herrschaft gelangt ist, spielt die Geschicke Deutschlands von neuem auf Gott weiß wie lange in die Hände der alten herrschenden Parteien und Familien. Ein Krieg ist heute eine Diversion gegen die Revolution. Das weiß man in den Cabinetten, und deswegen will die europäische Diplomatie Krieg. Die französischen Demokraten von 1790, die so oft von den deutschen Demokraten, ohne von ihnen

verstanden zu sein, nachgeäfft werden, wußten dies ebenfalls, und deswegen wollten sie Frieden, solange bis die Revolution zum Durchbruche gekommen.

Ein Krieg ohne die Fahne der Demokratie in Deutschland ist ein Krieg des abgestandenen Protestantismus gegen den wiedererstandenen Jesuitismus; ein solcher Krieg Preußens unter der schwarz-weißen Fahne muß mit dem Siege des schwarz-gelben Russenthums in Deutschland enden. Wenn Preußen Krieg will, Krieg haben muß, daß es die Fahne Deutschlands, die Fahne des deutschen Volkes, die Fahne der Demokratie aufpflanze, daß Preußens Völker sie ihrer Regierung aufzwingen; — oder der Krieg wird mit dem Siege des Jesuitismus enden.

Es heißt ferner in Ihrem gestrigen Leitartikel:

„Ein Krieg wird zwei Mittelpunkte in Deutschland schaffen: Berlin und Wien, diese Mittelpunkte werden neue Lebensregungen erzeugen."

Wahrlich, so würde es kommen. Diese zwei Mittelpunkte würden neue Lebensregungen — in der alten Richtung erzeugen. Zwei Mittelpunkte — in Deutschland heißt: die Theilung Deutschlands mit deutschen Blute besiegelt! Zwei Mittelpunkte in Wien und Berlin heißt: „Hie Habsburg — hie Hohenzollern! Hie Schwarzenberg — hie Radowitz! Hie katholischer Jesuitismus — hie protestantischer Pietismus!"

Und darum soll Deutschland kämpfen? Sonst kämpfte es um des Kaisers Bart, jetzt haben die Kaiserprätendenten nicht einmal Haare auf den Zähnen, und doch soll Deutschland um ihren Bart kämpfen!

In Ihrem Blatte heißt es schließlich: „Ein Krieg ist nöthig, um das erstorbene Frankreich wieder in den Kreis der continentalen Politik zu ziehen."

Fürwahr, die Deutschen haben Recht, wenn sie heute! daran denken, wie sie Frankreich wieder in die continentale Politik hineinziehen können! Der gute Michel muß für Alle sorgen — nur für sich nicht, er war stets der continentale Prügelbursche, und ist's ja so gerne, wenn nur das fast erstorbene Frankreich wieder in die continentale Politik hineingezogen werden kann. Ein Krieg in Deutschland mit zwei deutschen Mittelpunkten — wird ganz Europa, vor Allem Rußland und Frankreich, in den Kreis der „continentalen Politik", d. h. auf Deutschlands Felder, herabziehen; das alte Europa wird dort um alte Interessen in alter Weise kämpfen, Deutschland wird sich verbluten und die Beute des Siegers werden.

Ja, auch die Demokratie muß Krieg wünschen; aber Krieg der Revolution gegen — Rußland! Wer diese Fahne aufpflanzt, dem folge das deutsche Volk — in den Tod, wenn es sein muß, denn das wäre ein Krieg um die Sache der Völker, und wer in ihr untergeht, stirbt wenigstens mit Ehren für die Menschheit und nicht in Schmach für den alten

Unsinn. Aber wer die Fahne des Bürger-, des Bruderkrieges für den österreichischen Romulus Augustulus, oder die „preußische Ehre" in der Hand des Herrn von Manteuffel und Herrn von Radowitz will, der ist mit Blindheit geschlagen und arbeitet am Untergange seines Vaterlandes mit.

Ja, Krieg, auch wir wollen ihn! aber nicht eher, als bis in Deutschland eine Fahne weht, unter die das deutsche Volk, das ganze, sich scharen kann; denn erst so wird ihm eine Bürgschaft, daß nicht am Ende des Krieges — den gegenwärtig die Halbheit gezwungen anfängt, um den heute die Gothaner „heulend" bei Herrn von Radowitz und Herrn von Manteuffel bittstellern, und den die alten Interessen der Reaction allein ausbeuten würden — Deutschland, Preußen, Oesterreich und alle deutschen Stämme am Grabe ihrer Freiheit und ihres Vaterlandes, zu ewiger Knechtschaft und ewigem Russenjoch erwachen würden.

Jakob Venedey.

Heute den 14. November veröffentlicht der hamburger „Freischütz", ein achtbares demokratisches Blatt, über diese beiden gegenseitigen Ansichten eine dritte. Er sagt:

„Es scheint uns, beide Ansichten sind nicht ganz richtig, wenn wir auch schon zugeben, daß sowol die „Norddeutsche freie Presse", wenn sie mit

dem Ausbruch eines allgemeinen Krieges eine größere allgemeine politische Regsamkeit verkündet — als auch Herr Venedey nicht im Unrecht ist, indem er der Kriegsepoche eine nachfolgende der Erschlaffung prophezeit.

„Die beiden Meinungen berühren sich indeß näher, als die Herren Verfasser der in Rede stehenden Artikel vielleicht selbst glauben.

„An sich ist die Frage des europäischen Krieges für die demokratische Partei nur in einer Beziehung bedeutsam, in der Stellung, welche sie zu dem allgemeinen Kampfe einnehmen will. Ist die Partei sich darüber klar geworden, dann mögen die Kanonen donnern oder nicht, sie wird nicht verloren gehen.

„Fragen wir, unter welchen Fahnen in diesem Augenblick der Krieg entbrennen könnte, so müssen wir uns eingestehen, daß es im Wesentlichen dynastische Vergrößerungsgelüste sind und die Bestrebungen, allüberall die letzten Regungen der Freiheit zu unterdrücken, welche die Rüstungen angeordnet haben. Ob auf der einen Seite ein wenig mehr Perfidie ist als auf der andern, verschlägt Nichts im großen Ganzen. Sind die streitenden Parteien jedoch Willens, sich pour une omelette „die Köpfe zu spalten", so mögen sie's thun; die Demokratie kann dieser Selbstschwächung des Absolutismus in aller Gemüthlichkeit zuschauen.

„Man sagt uns, der Krieg wäre populär. Ja, bei

der winzigen Fraction der Gothaner, die sich deutsch par excellence nennt und im Widerspruch — es ist nicht ihr erster! — mit sich selbst, den einen deutschen Stamm gegen den andern hetzen möchte; bei den Soldaten von Handwerk, die auf Avancement speculiren und bei den politischen Flaneurs aller Parteien.

„Andererseits wird die Popularität des Krieges bestritten. Bei den Börsenspeculanten, den Rentiers, den Krämern, kurz bei allen Egoisten.

„Der Krieg ist ebenso populär als er unpopulär ist!

„Dieses Paradoxon wird klar, wenn wir hinzufügen, daß eine große Anzahl Menschen sich selbst weder einen Zweck für den Krieg, noch für den Frieden angeben kann und daß so Viele ihren momentanen Erregungen folgen, die sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite treiben.

„Der freiheitliche Standpunkt der demokratischen Partei aber bedingt es, daß dieselbe eben Nichts als die Freiheit und respective die Befreiung im Auge habe. Wir glauben daher folgende Taktik empfehlen zu können.

„Jeder Krieg, wo der Absolutismus direct oder indirect auf beiden Seiten das Commando führt, ist nicht geeignet, auf unsere Betheiligung zu rechnen. Die demokratische Partei hat die Ihrigen aufzufordern, sich von den Schlachtfeldern eines solchen Krieges fern zu halten und der Nation einen Kern aufzubewahren,

der noch frisch und gesund ist, wenn die neue Auflage der Wiener Conferenzen oder der Karlsbader Beschlüsse unter der allgemeinen Ermüdung der jetzt kriegerisch Gesinnten veranstaltet werden sollte.

„Wir wünschen daher den Krieg, wenn es gelingt, unsere Partei auf ihrem jetzigen neutralen Standpunkt zu erhalten.

„Wir wünschen den Krieg, wenn durch ihn der Absolutismus sich selbst schwächt und die Menschheit von alle den Narren befreit wird, die sich einer Fiction — wie etwa einer «Nationalehre», die sich fortwährend im Belagerungszustande befindet — wegen todtschlagen zu lassen bereit sind.

„Wir wünschen den Krieg nicht, wenn die demokratische Partei einfältig genug sein sollte, sich abermals mit dem Speck monarchischer «Verheißungen» fangen zu lassen.

„Wir wünschen den Krieg nicht, wenn sich die demokratische Partei, als solche, daran betheiligt.

„Darum, glauben wir, kann der Gegenstand der Debatte in der demokratischen Presse nicht die Frage des Krieges, deren Entscheidung von uns nicht abhängt, sein, sondern vielmehr die Frage, welche Stellung die Partei dabei einzunehmen hat, und es ist eine solche Discussion wesentlich analog derjenigen über die Wahlen zum Erfurter Vereinstag."

Das ist nun so deutsch-demokratische Weisheit, Haarspalterei — Klugscheißerei — und sonst Nichts. Es

ist als ob den Deutschen ein Sinn abgehe, den andere Menschen haben, der der lebendigen Vaterlandsliebe. Sie sind verkümmert in philosophischem Schulstaub, in kritischer Selbstbetrachtung. „Schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Recensent!" könnte man gegen neun Zehntel der denkenden, und gegen neunundneunzig Hundertel der schreibenden Menschen in Deutschland ausrufen ohne in Gefahr zu kommen, Jemandem Unrecht zu thun.

„Ja! ja!" — „Nein! nein!" ist bei diesem schulgelehrten Recensentenwesen der deutschen gebildeten Welt verloren gegangen. Jeder weiß stets noch ein Plätzchen und ein Sätzchen für sich zu gewinnen. „Beide Ansichten sind nicht ganz richtig" — und dennoch sind beide „nicht im Unrecht"; — aber — Recht habe — nur Ich, Hans Ueberreif; denn ich will weder Krieg noch Frieden in Deutschland, sondern Krieg und Frieden, Krieg und Neutralität.

Die Anschauung dieser Art — der Schule, der Kritik, der Philosophie und der Negativität, was Alles fast Dasselbe ist — denkt sich die Demokratie als etwas Gesondertes als etwas außer dem Gesammtleben der Nation Stehendes, das ruhig zusehen kann, wenn der „Absolutismus" sich beim Kopfe kriegt, d. h. wenn Krieg auf Leben und Tod zwischen Oesterreich und Preußen im Lande Deutschland beginnt und ganz Europa auf unsere Schlachtfelder zieht. Beim Himmel, auch wir würden ruhig zusehen, wenn der „Absolutismus"

in Preußen und Oesterreich etwa nur aus dem Hofe, den schwarzweißen und schwarzgelben Kreuzrittern, den Wrangel's und Haynau's nebst ihren Lieutenants und Port'épéefähnrichs beständen. Aber die Sache ist etwas anders. Die Preußen bieten 400,000 Mann auf und die Oesterreicher ebenso viel; d. h. die ganze Jugend Deutschlands, und darunter, denke ich, auch ein Theilchen der Demokratie. Sie wird mitkämpfen müssen; das Volk wird „seinen momentanen Regungen folgen, die es bald auf die eine bald auf die andere Seite treiben wird." Und wenn die Demokratie den Kampf nicht verhindern kann, und er Jahre dauert, dann wird sie, wird das Volk — und Niemand anders — am Ende die Zeche zahlen müssen. Ist es noch einmal möglich, daß der Absolutismus ein paar Jahre Krieg in Deutschland führt, so geht dabei nothwendig der demokratische Gedanke zu Grunde trotz aller Klügelei und — Neutralität.

Neutralität — der Großmacht, über die der „Freischütz" gebietet. Die griechische Demokratie setzte Todesstrafe auf solche Neutralität, und hatte Recht. Sie ist in der Regel eitle, feige Selbstsucht, die warten möchte, bis Raum für sie wird, und sich freut, wenn, um ihr Raum zu machen, links und rechts der Kampf die Brüder, die miterben wollen, wegrafft.

Die Demokratie wird sich schlagen müssen, wie die Sachen jetzt stehen, sich theilweise gerne schlagen

und ohne alle Bedingung, wie schon der Artikel der „Presse" beweist — theilweise nach und nach nothwendig und naturgemäß an dem Kampfe Lust genug finden. So etwas steckt an, besonders die Jugend.

Und deswegen handelt es sich darum, Alles aufzubieten, damit der Krieg nicht losbreche; das Volk zu belehren, daß es sich zu einem Kriege nicht hergebe, ohne vorher seine Bedingungen zu machen — denn nachher sind sie unmöglich und jedenfalls wird schon diese ernste Forderung ein Mittel des Friedens sein, wenn der Absolutismus sieht, daß der Krieg nicht unter seiner Fahne beginnen kann und ausgefochten werden wird. Geschieht dies nicht vorher, so mag die Demokratie noch so neutral zusehen, sie wird die Zeche zahlen müssen. Die Neutralen mögen vielleicht das Ende des Kampfes erleben, aber wenn dieser Ernst wird und eine Weile, Jahre lang, dauert, sicher auch das Ende der Partei — die neutral bleiben wollte.

Diese patzige, überkluge, allwissende Rath- und Thatlosigkeit! Das arme, arme deutsche Volk; oft könnte man glauben, das sogar ein solcher absolutistischer Krieg mit all dem Elend, das er uns in seinem Gefolge bringen würde, nothwendig wäre, um dieser Knabenüberklugheit ohne Mark und Bein, ohne Zorn und Liebe, ein Ende zu machen.

Altona, den 12. November.

Ich erhielt heute abermals 200 Thaler für die Gefangenen von Hildesheim. Gott mehre den Samen! —

Altona, den 14. November.

Die deutschen Russen siegen überall in Deutschland. Wie lange es dauern wird? Wer kann es wissen? Vorerst ist nur Eines sicher, daß die deutschen Russen in Wien, in Berlin, in Frankfurt, in München und Stuttgart vollkommen oben auf sind, und daß, solange sie nicht an einem dieser Orte besiegt sind, Deutschland russisch bleiben wird. Mir ist es, als ob meine Hand gelähmt, als ob meine Zunge gefesselt wäre, und daher kommt es wohl, daß es mich, wie den Stotternden, zum Liede drängt. Ich möchte schweigen, und doch ist ein Geist in mir lebendig, der mich nicht ruhen läßt. Es treibt mich zum Sängerfluch. Vielleicht reicht das Lied weiter, dringt es in die Herzen, an die man mit der einfachen Prosa so oft vergebens anklopft.

Die Jagd.

Es herrscht ein Wild im deutschen Forst,
Wühlt in des deutschen Volkes Mark;
Es ist kein Aar in hohem Horst,
Es ist kein Löwe, stolz und stark.

Es ist ein Wurm, ein tausendköpfig Thier,
Das eitel Gift und Unheil brüht,
Und überall im deutschen Jagdrevier
Verheerung und Verwesung sprüht.
Auf — Auf zur Jagd!
Hussa!
Die schwarz und weißen,
Die schwarz und gelben,
Ueberall dieselben
Deutschen Reussen.
Hussa! Russe! Heraus
Aus Hof und Haus!
Hussa! Russe! Hussa!
Zum deutschen Land hinaus!

Es flieht den Kampf, es scheut das Licht,
Und dünkt sich doch ein Edelwild,
Es wähnt sich, — ist oft wen'ger nicht
Als Herr und Fürst mit Kron' und Schild.
So stolz und doch in Furcht gebannt,
Das Kronenhaupt zur Erd' geneigt,
Küßt es den Fuß, und züngelt nach der Hand,
Die ihm den Knutenscepter zeigt.
Auf — Auf zur Jagd!
Hussa!
Die schwarz und weißen,
Die schwarz und gelben,
Ueberall dieselben
Deutschen Reussen.

Hussa! Russe! Heraus
Aus Hof und Haus!
Hussa! Russe! Hussa!
Zum deutschen Land hinaus!

Wie um die Leiche sich die Schar
Der Raben, Atzung witternd, drängt,
So jetzt um Thron und um Altar
Des Giftgewürmes Kreis sich engt.
Dort ächzt und krächzt es dann ein Lied von „Ehr'";—
Nur Lüge ist's und falsches Gold!
Heraus du Schwert, du deutsche Manneswehr,
Tilg' uns die „Ehr'" im Russen-Sold!
Auf — Auf zur Jagd!
Hussa!
Die schwarz und weißen,
Die schwarz und gelben,
Ueberall dieselben
Deutschen Reussen.
Hussa! Russe! Heraus
Aus Hof und Haus!
Hussa! Russe! Hussa!
Zum deutschen Land hinaus!

Den ächten Russen und dem Zar
Gilt unser Kampf, mit Schwert und Blei;
Sie kommen ja, des Rechtes baar,
Und bringen uns die Tyrannei.

Doch unser Haß, doch unser Zornesfluch
Gilt jener ehrvergess'nen Art,
Die schwelgend, prassend, nie des Golds genug,
Sich um der Knechtschaft Banner schart.
Auf — Auf zur Jagd!
Hussa!
Die schwarz und weißen,
Die schwarz und gelben,
Ueberall dieselben
Deutschen Reussen.
Hussa! Russe! Heraus
Aus Hof und Haus!
Hussa! Russe! Hussa!
Zum deutschen Land hinaus.!

Auf — Auf, du deutsche Manneskraft!
Auf Alle, Mann und Weib und Kind!
Ihr Väter, aus den Gräbern rafft
Die Knochen, die geschändet sind! —
Wir wollen Kampf — auf Tod und Leben Kampf
Dem Russenthum im deutschen Land!
Wir wollen Kampf — auf Tod und Leben Kampf
Der „Ehre", die da buhlt mit Schand'.
Auf — Auf zur Jagd!
Hussa!
Die schwarz und weißen,
Die schwarz und gelben,
Ueberall dieselben
Deutschen Reussen.

Hussa! Russe! Heraus
Aus Hof und Haus!
Hussa! Russe! Hussa!
Zum deutschen Land hinaus!

Ja, Hussa! Russe! auf zur Jagd!
Jagd oder Kampf — ist Lust und Spiel,
Wenn's treibt mit wilder Sturmesmacht,
Mit Jubelklang zum schönsten Ziel.
Denn dieses Ziel heißt: deutsche Mannesehr'!
Denn dieses Ziel heißt: Freiheit, Recht!
Heraus, du gute, deutsche Manneswehr,
Und nieder mit dem Russenknecht!
Auf — Auf zur Jagd!
Hussa!
Die schwarz und weißen,
Die schwarz und gelben,
Ueberall dieselben
Deutschen Reussen.
Hussa! Russe! Heraus
Aus Hof und Haus!
Hussa! Russe! Hussa!
Zum deutschen Land hinaus!

XXVII.

Frauenemancipation und emancipirte Frauen in Hamburg. — Heimat. — Vaterland. — Jung's Geschichte der Frauen.

Altona, den 15. November.

Ich habe eine Art religiösen Gefühls einer schönen, edeln, geistvollen Frau, einer Jungfrau gegenüber. Sie sind mir geweihte Wesen; ich achte sie. Ich fühle mich in einer Gesellschaft, wo die Frauen fehlen, selten wohl — aber mich überschleicht ein tiefwehmüthiges Misbehagen, wo ich einer Frau begegne, die mehr oder weniger das Weib abgestreift hat und in Mannesart heraustritt. Ich kann über einen weibischen Mann lächeln, spotten, ihn unbeachtet stehen lassen; aber ein männliches Weib, eine Frau, ein Mädchen, die mit der Keckheit des Mannes auftreten, verletzen meine ganze Gefühlsweise. Es ist mir, als ob sie das Schönste, was Gott geschaffen, aus seiner geweihten Stellung herausrissen und in den Koth des Alltags hineinstießen. Es kommt mir wie Frevel an dem Edelsten, dem Liebwürdigsten vor.

In Hamburg gibt es einen Kreis von Frauen, die den „neuern" Bestrebungen huldigen. Der Zufall und der Wunsch, zu beobachten, führten mich in diesen Kreis hinein, und ich war fast erstaunt, mich in ihm viel wohler zu fühlen, als ich erwartet hatte. Die Mehrzahl dieser Frauen war geistreich und nichts weniger als zurückstoßend. Eine Anzahl junger Mädchen, die sie um sich gesammelt hatten, waren um so anziehender, als hier die Keckheit der „neuen" Auffassung meist mit der natürlichen Jungfräulichkeit im Kampfe lag, und daher beide, jene Keckheit und auch die unverwischliche Jungfrauenart, einen höhern Reiz erhielten. Alle waren mehr oder weniger ausgezeichnet, mehrere sehr verständige Wesen, ein paar schön. Eines dieser Mädchen — beiweitem nicht die Schönste, jedenfalls aber eine der Herzvollsten — hatte ein so vollkommen antiemancipirtes Wesen, hatte etwas so Sinniges und doch so Schlichtes in ihrem Benehmen, daß sie nothwendig auffallen mußte, mir wenigstens sehr bald auffiel. Sie hatte einen feinen und doch sehr milden Ausdruck in ihren Zügen; sie sprach sich mit der ungezwungensten Natürlichkeit aus, es war nichts Coquettes, nichts Gesuchtes in ihr. Dann aber konnte sie nicht sitzen und nicht stehen, ohne eine Arbeit zu finden. Die häusliche Beschäftigung des Theemachens, und was damit zusammenhängt, ging in der Wochengesellschaft, zu der ich bald gerne und ziemlich regelmäßig kam, unter den Mädchen um, aber sie war jedesmal

für irgend eine Freundin, die die Runde hatte, eingetreten.

Gestern, nachdem sie abermals den Thee gemacht und in ihrer freundlichen Art und mit ihrer freudigen Geschäftigkeit herumgereicht hatte, setzte ich mich zu ihr, um zu plaudern. Nach allerlei mehr oder weniger gleichgültigen Dingen kam zuletzt die Rede auf eine Vorlesung, der sie beigewohnt hatte. Sie hatte sich gelangweilt; denn der Lehrer hatte „eine ganze Stunde über deutsche Nationalität gesprochen und sich dabei so ereifert, daß er sogar mit der Hand auf den Tisch geschlagen hatte." — Ich sagte: „Das ist freilich verboten, in Damengesellschaft, auf den Tisch zu schlagen; aber vielleicht langweilt Sie nur die Art; es ist eine eigene Geschichte um eine Vorlesung, und ich habe unter allen meinen Professoren in Bonn und Heidelberg nur zweien folgen können. Wo die magnetische Kraft des Geistes, um uns zu fesseln, fehlt, da geht's eben nicht." — Sie erwiderte: „Nein, das ist nicht die Schuld, ich kann sonst den Vorlesungen wol folgen; aber mich ennuyirt es, von Nationalität nur sprechen zu hören." — „Aber, Fräulein, es ist doch nicht ganz überflüssig, besonders bei einem Volke, wie unseres, das eben weil es nicht national genug ist, von innern und äußern Feinden deutscher Nation, Nationalgröße und Volksglücks mit Füßen getreten wird." — Sie antwortete kurz und bündig: „Kann man sich

denn was Lächerlicheres denken als Nationalität?" —

„Du armes, armes Kind!" klang es in mir durch — aber ich sagte nur: „Fräulein, es ist doch etwas gewagt von Ihnen, lächerlich zu finden, was sonst ganz kluge und verständige Menschen aller Zeiten und aller Völker nicht grade für lächerlich halten." — Sie erwiderte noch einmal: „Aber sagen Sie mir, ist denn Nationalität nicht lächerlich? Was ist denn Nationalität?" —

„Wenn Sie ein Stückchen von der Welt gesehen, und unter fremden Völkern, der Heimat fern, gelebt hätten, so würden Sie's wissen; doch will ich's Ihnen sagen."

Sie ließ mich aber nicht ausreden, sondern griff das Wort: „Heimat" auf, indem sie sagte: „Auch das Heimatgefühl ist mir lächerlich!"

„Du armes, armes Kind!" — klang es abermals in meinem Innern wieder. Soeben hatte mir die kleine Weltstürmerin davon gesprochen, wie sie gar gern den Ton einer schönen Drehorgel höre. Ich stimmte mit ein und sagte, daß mich dieser Ton oft aus der trübsten Wirklichkeit in die glücklichsten Erinnerungen der ersten Jugend versetzt habe; und meine sanfte Gegnerin hatte oft ein ähnliches Gefühl gehabt.

„Sagen Sie mir, was ist denn das — Heimatgefühl?"

Ich antwortete: „Heimatgefühl ist die Ge-

sammtstimmung unsers Herzens, in der alle Erinnerungen aus dem schönsten Zeitabschnitte unsers Lebens anklingen und nachhallen, so oft nur eine Saite von diesen Erinnerungen berührt wird. Das Haus, in dem wir die ersten Schimmer eines Gedankens hatten; der Garten, in dem wir mit der Schwester, dem kleinen Bruder und den Nachbarkindern spielten; der erste Baum, den wir erkletterten; der Fluß, in dem wir zum erstenmale badeten; der Ton der Glocke, der uns Sonntags im ersten Knabenrocke zur Kirche rief; der uns, langsamer anschlagend, an unsere ersten Todten erinnert; der uns zu einem Kirchenfeste einlud, wo wir das Mädchen zum erstenmale sahen, das nachher uns im Traume den Himmel offen zeigte, und das uns noch heute oft in des Lebens Fegefeuer eine Minute himmlischen Träumens hineinwirft; die Liebe der Mutter für Die, die eine Mutter hatten; die Sorgen des Vaters, die oft unsere Spiele wie schwarze Gewitterwolken überdeckten; — der Orgelton, mein Fräulein, von dem Sie eben sprachen, das Alles ist — das Heimatsgefühl, das Sie verleugnen zu müssen glauben."

„Ich kenne dies Gefühl nicht", sagte der kleine Trotzkopf, sich sträubend und wol sich ärgernd, daß er halbwegs in einer Schlinge hing, die er selbst eben erst drehen half.

„Das wäre ein Unglück, oder auch vielleicht die Folge eines Unglücks, einer häßlichen, stumpfen Kinder- und Jugendzeit."

„Ich war nicht unglücklich als Kind, sondern im Gegentheile sehr glücklich."

„Nun, so wird das Gefühl schon wieder kommen, wenn Sie erst ein wenig älter geworden, einmal ein wenig unglücklich gewesen sind; denn es liegt in der Natur des Menschen, war zu allen Zeiten und wird zu allen Zeiten sein."

— — Die dumme hamburger Thorsperre drängte mich; ich mußte gehen, ohne der kleinen, artigen Antipatriotin auch gesagt zu haben, was Nationalität ist. Auf dem Heimwege aber klang es immer wieder in mir nach: „Armes, armes Kind!"

Ich hatte vielleicht Unrecht, dies Wort grade jetzt und schon für heute auszusprechen; denn vielleicht grade der Umstand, daß meine freundliche und nette Gegnerin sich vorerst in ihrer Lage und Umgebung vollkommen wohl fühlte, in einer Art Rausch lebte — ist die Ursache, daß sie nicht begreift, was Heimatgefühl ist. Ubi bene, ibi patria! ist ja eine alte Geschichte; aber für die Unglücklichen ist es nothwendig, daß wenn es ihnen nicht gut geht, sie eine patria, eine Heimat haben, in die sie sich zurückziehen, oder auch nur im Geiste von Zeit zu Zeit zurückdenken können, so oft die stumpfe Gegenwart sie zu übermannen droht.

Es liegt in diesem Gefühl Etwas, das uns aufrecht erhält, besser macht. Dem Deutschen ganz besonders ist es eigen, daß er eine Art Scham vor

sich selbst, vor seinem eigenen bessern Ich nie ganz verliert. Wo er an dies bessere Ich, an den ursprünglichen Edelmuth, der einst als Jüngling und Jungfrau sein ganzes Wesen durchdrang, erinnert wird, steht er stille und wird vom Bösen, vom Unrecht selbst zurückgescheucht. Wer gesehen hat, was für eine Verwilderung über die meisten deutschen Auswanderer kommt, der lernt ahnen, wie nothwendig grade dem Deutschen das Heimatgefühl ist. In seiner Heimat ist jeder Baum, jeder Stein eine Art Wecker, die das bessere Ich im steten Nachklingen und Mahnen des Andenkens an die vergangenen Zeiten reinen, unschuldigen Sinnes immer wach erhalten. Es ist nicht nur möglich, sondern fast unabweisbar, daß ein Mensch, und ganz besonders ein Deutscher, der auf dem Punkte stände, ein Verbrechen zu begehen, zusammenfahren und innehalten würde, wenn er im Augenblicke der That den Glockenton hörte, der ihn in seiner Jugend zur Sonntagskirche rief; das Lied sein Ohr träfe, mit dem ihn seine Mutter in den Schlaf sang.

Das ist das Heimatgefühl — und wahrlich nicht das einfältige Ueberschätzen der Scholle, auf der man zufällig geboren worden, und noch weit weniger das noch viel einfältigere Herabsetzen alles Dessen, was nicht im Bereiche unsers Kirchthurms liegt.

Und etwas ganz Aehnliches auf einem größern Felde ist — die Nationalität.

Wie die ersten Jugendeindrücke unsere Individua-

lität ausprägen, wie es eine Wohlthat, ein Glück ist, wenn diese ersten Gefühle in uns lebendig bleiben und uns gut erhalten, so ist es auch mit den Völkern. Die Geschichte ist ihre Erziehung, und wehe dem Volke, das in derselben nicht zum Bewußtsein seiner nationalen Individualität gekommen ist. Der Geist und die Logik der Sprache; die besondere Gefühls- und Denkweise, die in allen sich in einem Volke stets forterbenden Kinderspielen, Kindersagen, Märchen, Geschichten, Familienfesten liegt; die religiöse Auffassung, die bei jedem Volke anders ist; die Nationalgeschichte, die den Jüngling anregt; die Nationalliteratur, die ihn ausbildet und zum Manne macht; die Schule, das Studentenleben, die Werkstatt, die Wanderfahrten; die ersten Gefühle der Liebe, die sich in dem einen Volke stets anders als im andern regen; die Art, wie überhaupt das eine Volk so leicht nach einer gewissen Seite hin zu treiben, ins Feuer zu setzen ist, während das andere hier unberührt und kalt bleibt — diese unglückliche Abwesenheit eines scharfen Nationalgefühls, das andere Völker haben, während es Ihnen, mein Fräulein, und manchem andern Deutschen fehlt — und in dessen Folge Deutschland bis jetzt von Jahrhundert zu Jahrhundert stets von den Fremden misbraucht werden konnte, stets die Zeche in allen Streitigkeiten der Welt zahlen mußte, und vielleicht wieder am Vorabende eines Dreißigjährigen Krieges steht, für den Rußland sich Deutschland zum Schauplatze auswählt, weil wir Deut-

sche nicht Nationalität genug haben, die Russen und alle deutschen oder nicht- oder antideutschen Fremdlinge zum Lande hinauszujagen; — sehen Sie, das ist Nationalität, positive und negative.

Der Franzose hat diese Nationalität, der Engländer, der Russe, der Spanier, sie alle haben sie — positiv, und sind deswegen geachtet; und man hütet sich, sie anzugreifen, wo sie sind, und ganz besonders in ihrem eigenen Lande. Unsere Nationalität, die nationale Individualität des deutschen Michels — und ganz besonders des deutschen Michels, der sich einbildet, er sei etwas Besonderes, er müsse etwas Extremes vorstellen, es Gott weiß wem, den Franzosen, Engländern, Russen oder Juden nach- und zuvorthun — besteht nach einer gewissen Seite hin darin, daß er sich einbildet, er stände zu hoch für Nationalität, er sei zu Besserm da. — Und daher kommt es, daß ihn der Russe mit Füßen tritt, der Engländer mit stolzer Verachtung behandelt und mishandelt, der Franzose auslacht und höchstens als Schuster und Schneider, als Bedienter und Magd in Paris schätzt und mitlaufen läßt.

Es gab eine Zeit, wo man von dem „deutschen Stolze" sprach, de la fierté germanique, wie Montaigne sagt. Es ist lange her, Jahrhunderte sind darüber verflossen; aber was einmal da war, könnte ja doch am Ende wieder kommen, und so will ich hoffen, daß es nicht ganz zur ursprünglichen Nationalität des Michels gehört, ein demüthiger Tropf zu sein,

der sich einbildet, er sei etwa zum kosmopolitischen Stiefelputzer und Allerweltsprügeljungen da, sondern daß seine jetzige nationale Demuth nur eine zeitige Mode ist, und er eines Tages heraustreten wird — nicht mehr der alte dumme Michel, sondern der Erzengel Michael mit dem Flammenschwerte im Dienste der Menschheit, ja, ja

„Im Dienste der Menschheit,
Die Deutschen vornauf!"

Der Kreis hamburger Frauen, von dem hier die Rede, ist übrigens weit entfernt, dem Begriffe zu entsprechen, den man in der Regel mit dem Worte „emancipirte Frauen" verbindet. Sie rauchen keine Cigarren, sie führen keine Reitpeitschen, sie gehen nicht in Herrenkleidern, sie sind zu klug und zu verständig, zu gut und zu inwendig moralisch, um in das wüste Treiben der „Emancipirten" von Paris und Berlin hineinzugerathen. Sie haben nur ein dunkles, vages Gefühl, daß die Frauen in der heutigen Gesellschaft nicht ihre rechte Stellung einnehmen, daß die Männer sich eine zu hohe Stellung anmaßen, und daß man sich dagegen als Frau stemmen und den wahren Standpunkt der Gleichberechtigung zu gewinnen suchen müsse.

Daß dies Bestreben bis zu einer gewissen Gränze berechtigt ist, wer will's bezweifeln? Aber diese Gränze ist scharf, und das Weib, das sie überschreitet, stürzt in den bodenlosen Abgrund des tiefsten Elends, steht,

sobald es nicht mehr jung und schön ist, sicher lieblos und allein in dieser Welt. Diese Gefahr, die ich vielleicht in zu großer Aengstlichkeit unter gewissen Verhältnissen über dem Haupte des guten Wesens, dem ich hier begegnet war, schwebend zu sehen glaubte, war die Ursache jenes Ausrufes: „Armes, armes Kind!" —

„Sich selbst eine höhere Bildung zu verschaffen, und diese höhere Bildung zum Unterricht der Kinder zu verwenden" — ist das Streben des Frauenkreises in Hamburg, von dem ich spreche. Wahrlich das schönste und edelste Ziel der Frauen, und ich habe Nichts in diesem Kreise gesehen, was mich berechtigte, zu fürchten, daß ihr Streben sie über dieses Ziel hinaus treiben werde. Und wenn ich dennoch bei dieser Gelegenheit manche Zweifel nicht los werden kann, und sie hier auszusprechen mich getrieben fühle, so gelten sie mehr Dem, was ich anderswo erlebt und beobachtet, und was sehr oft aus den anfangs ganz berechtigten Sonderbestrebungen der Frauen hervorzugehen pflegt. Ich möchte die Gränze zeigen, und an ihr das: Wahrt Euch! aufstecken. Des Weibes Beruf so hoch zu stellen, so hoch hinaufzuheben als immer möglich — ist auch unser Wunsch, unser Streben. Aber wir zweifeln, daß dieser Same auf dem dürren Sande der Gleichberechtigung gute Früchte tragen wird. Das Weib ist als Weib schwächer und schon deswegen nicht gleichberechtigt mit dem Manne, sondern höher berechtigt. Auf dem Grundsatze der Gleichberechti-

gung zwischen Mann und Frau ist die Frau stets in Gefahr, zum Mannweibe zu werden, und diese Gefahr ist es — vor der ich überall warnen möchte, wo die Frauen ein höheres Streben in sich fühlen.

Das einzige thatsächliche Ergebniß des Strebens nach Gleichberechtigung eines Theiles der hamburger Frauen ist bis jetzt, daß sie sich das Recht errungen haben, Unterrichtsschulen für arme Kinder einzurichten und zu leiten, und theilweise auch bei der Armenpflege mit thätig zu sein — alles Privilegien, die bis jetzt der Mann in Hamburg für sich allein in Anspruch nahm. Man kann dies Ergebniß nur loben. Die Art und Weise, wie in vielen Ländern Deutschlands der Mann sich zu einem Leibherrn der Frau, diese mishandelnd und zurücksetzend, aufwarf, ist gewiß so unwürdig als möglich und dem wahren deutschen Wesen vollkommen widersprechend. Wo zu einer wirklich unwürdigen Stellung und Zurücksetzung der Frau dann noch der Umstand hinzukommt, daß der Mann selbst in seiner Philisterhaftigkeit bei Börsenspiel, Kaffee- und Baumwollencoursen, Cigarrendampf und Domino jeden höhern Schwung und jede wahre Würde verloren hat, da ist Emancipation der Frauen — da ist das Streben der Frauen, sich neben, ja über ihre männlichen Eunuchen, die sie nur beherrschen, nur bewachen wollen, zu stellen, ganz natürlich und erklärt sich von selbst.

Die emancipirte, die nach Gleichberechtigung im äußerlichen bürgerlichen Leben strebende Frau ist über-

haupt eine natürliche und nie ausbleibende Erscheinung der Entartung, der Kraft- und Saftlosigkeit der Männer. Wo die letztere sich in einer einzelnen Ehe, in einem Theile der Gesellschaft, in einer herabgekommenen Stadtbevölkerung, in einem ganzen Volke zeigt — da stoßen wir überall auf die emancipirte, äußere Gleichberechtigung anstrebende Frau.

In aussterbenden, untergehenden, ausgemergelten Dynastien, Familien, Gesellschaftsclassen und Völkern herrschen stets die Frauen, oder besser — tragen sie die Hosen, wie der Franzose sich ganz antienglisch ausdrückt. Der letzte Herrscher der Aegypter, der Geschichte macht, heißt Kleopatra. Als die Männer den Juden fehlten, mußte eine Judith dem Holofernes den Kopf abschneiden. Zur Zeit des Untergangs der alten Griechen fingen die Frauen an zu herrschen, und als sie eben glauben mochten, daß sie nachgerade die Gleichberechtigung dem Manne abgerungen hätten, kamen die Römer und nahmen ihnen und ihren Männern zugleich — die Hosen ab. Gegen Ende des byzantinischen Reichs, wo wir das Ausfaulen einer Nation am klarsten beobachten können, weil hier keine germanischen oder sonstigen Barbaren neuen, gesunden Samen in die faule Erde des griechisch-römischen Reiches warfen — herrschten die Frauen in allen Kreisen des Lebens vor, waren sie die ersten Staatsmänner, Künstler, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber und Schriftsteller, — und als es hier mit der vollen Gleichbe-

rechtigung so weit gekommen war, daß die Männer die Kinder warten und die Frauen Armeen commandiren konnten, erschienen die Türken und machten ohne viel Mühe und wie man eine Hand umdreht, dem Unsinne ein Ende, trieben die männlichen Weiber zu Paaren, machten sie mit sammt den weiblichen Männern — die sie nicht niedermetzelten — zu Sklaven, und waren nur gnädig gegen die Schönen unter den Frauen, die sie in ihre Harems steckten.

Die französischen Frauen haben zu allen Zeiten eine vorherrschendere Rolle gespielt, aber diese Rolle wird zur männlichen Gleichberechtigung von dem Augenblicke an, daß die alte Aristokratie immer mehr ihrer Entartung und Entmannung erlag. Dann herrschte eine Maintenon selbst über „le grand roi“, und von da an Huren und Maitressen, bis die vollkommen ausgemergelte Dynastie der Bourbons zuletzt nach dem guten deutschen Sprüchworte — zur Betschwester ward, was sie natürlich nicht von ihrem Untergange retten konnte. In der neuesten Zeit hat mit Georges Sand sich das Weiberregiment auch in den eigentlichen Volkskreisen und in der Demokratie Frankreichs geltend gemacht. Georges Sand selbst ist aber ein so ausgezeichnetes Genie, ein so hochbegabtes Wesen, daß sie über aller Berechnung steht; und wir wollen hoffen, daß sie für Frankreich eher eine hohe Ausnahme andeute, als daß sie den glänzendsten Ausfluß der Regel darstelle. Sie hat in Frankreich gar viele Nachahmerinnen gefunden,

ihre Auffassung ist in gar viele Frauen übergegangen. Es ist möglich, daß die französische Nation in die letzte Periode ihres nationalen Lebens eingetreten. Wir wollen das Gegentheil hoffen, aber — wahrlich die Rolle, die Georges Sand dort spielt, und der Einfluß, den sie ausübt, wie sie Lamennais, Louis Blanc und Ledru=Rollin, Einen nach dem Andern ins Schlepptau nahm, erinnern so vollkommen an die glänzenden Frauen der Untergangsepochen des alten Griechenland und des byzantinischen Reiches, daß Einem angst und bange werden könnte, nächstens auch in Frankreich fremde Barbaren dem Ding ein Ende machen zu sehen.

„Und warum nicht auch in Deutschland? Warum schreckt dich diese Erscheinung nicht in derselben Weise bei unsern Frauen?" — Einfach, weil es nicht dieselbe Weise ist. Ein paar haben's freilich in Deutschland fast so weit gebracht, wie ihre Vorbilder in Frankreich, noch weiter, weil ihrer Nacktheit die französische Grazie abging und so die Sache nur plump und gemein wurde. Bei den Andern ist's nur — französische Mode, sie wird nachgemacht, aber sie ist keine ursprünglich deutsche Pflanze, und wächst auch nur da, wo zufällig eine Frau — keinen Mann zum Gatten bekommen, oder wo, wie vielfach in Hamburg und an einzelnen andern Orten Deutschlands, die Männer in philisterhafter Elendigkeit und Ohnmacht nicht einmal mehr ihr eigenes Stadt= und Hauswesen ohne äußere Hülfe aufrecht erhalten können. Da sagt die Frau:

„Wir können's ebenso gut, besser" — und hat Recht.

Aber, wo nicht diese Ausnahmen stattfinden, ist die Sache nur eine Mode, nur äußere Art des Auftretens Den schönsten Beweis dafür bietet grade der Frauenkreis in Hamburg, von dem ich hier spreche. Die Keckheit, wo sie sich hier überhaupt zeigen sollte, ist in der Regel bis jetzt mehr äußerlich als innerlich; mehr das Kleid als das Herz. Hier herrscht in der Tiefe und im innersten Wesen bei der sehr großen Mehrzahl, ja so viel ich selbst zu urtheilen im Stande bin, bei Allen, Scham und Zucht, wie vor Alters. Sie wird auch nicht so leicht irgendwo in Deutschland gänzlich zu Grunde gehen. Ich mußte lächeln, als eine der weitgehendsten dieser Frauen mir in Bezug auf das Buch meines geistreichen und gelehrten Freundes Jung („Geschichte der Frauen") sagte: „Sie könne das Buch nicht ausstehen; der Verfasser achte die Frauen nicht genug; er entblöße ihre heiligsten Geheimnisse; sein Stil sei oft gar zu unmoralisch." Mein Freund Jung wird freilich wahrscheinlich hell auflachen, wenn er dieses Urtheil einer für Frauengleichberechtigung tapfer Kämpfenden hört. Ich meinerseits aber freute mich dieses Urtheils um so mehr, als ich es theilte und als es für mich gleichsam den offenbaren Beweis lieferte, wie weit entfernt diese französische Mode ist, das deutsche Wesen unserer Frauen bei der Wurzel angreifen zu können.

Das Buch Jung's gehört in seiner Richtung zu den ausgezeichneten Erscheinungen der Zeit. Und diese Richtung ist es grade, die ich bekämpfe. Ich thue es diesem Buche gegenüber um so rücksichtloser, als es keine Phrase ist, wenn ich Herrn Jung Freund nenne. Ich kenne und achte den Mann genug, um mich ihm und seinem Werke gegenüber so frei auszusprechen, wie ich dies meiner Ansicht und meinen Grundsätzen schulde. Ich weiß aus Erfahrung, daß Herr Jung nicht mit Heine singt:

Doch lobst du meine Verse nicht,
So lass' ich mich von dir scheiden.

Jedenfalls thue ich, was ich nicht lassen kann.

Bei Jung und allen deutschen Philosophen der Schlußentwickelung unserer philosophischen Scholastik — zu der das arme deutsche Volk in Ermangelung des Lebens und der nationalen Thätigkeit verdammt war, und aus der es jetzt endlich hervorzugehen scheint — ist übrigens die Emancipation der Frau zu vollkommener Mannstellung ganz logisch. Denn diese Philosophie der Schule ist dazu gekommen, daß sie sagte: „Es gibt keinen Gott außer mir und somit ist die Persönlichkeit das Höchste, das einzig Berechtigte im Leben der Menschen und der Menschheit." — Praktisch führt dies zum krassesten Egoismus, zur rücksichtlosesten Selbstsucht, mag man sie bemänteln, wie man will. Wo nur die Persönlichkeit Recht hat, da gibt es eben Nichts als die

Befriedigung der Leidenschaften jeder einzelnen Persönlichkeit, da ist diese die Regel für alle Gedanken und Schritte der Person.

Jung sagt: „Das Weib vertritt die reine Persönlichkeit, die für sich steht und sich um keine Allgemeinheit kümmert, die Willkür des Herzens, die kein Gesetz erschöpfen kann. Ihr Princip ist das ewige, während das des Mannes immer wechselnd, endlich doch in der Person aufgehen muß."

Wenn Frau X. nur diese Stelle in dem Buche gelesen hat, so begreife ich, wie sie zu dem Gedanken kommt, daß Jung „die Frauen nicht achte". Und alle Frauen haben Recht, gegen diese Auffassung zu protestiren, denn grade diese Auffassung war es, mit der man sonst die Frauen oft wie untergeordnete Geschöpfe behandelte. Wenn ein stolzer, strenger, selbstsüchtiger und herzloser Vater seine Tochter mishandelte und sie zwingen wollte, nach seiner und nicht nach ihrer Wahl zu lieben, dann hieß es: „Kind, schweige, du bist nicht im Stande eine andere Stimme zu hören als die der Willkür deines Herzens, du bist zu persönlich, dich kümmert keine Allgemeinheit, und so wirst du in dein Unglück rennen, wenn ich nicht ein wenig für dich mitsorge und das Allgemeine berücksichtige." Wenn ein gallsüchtiger und häßlicher Ehemann seine Frau einsperrte und wie seine leibeigene Magd behandelte, so sagte er: „Das Weib ist zu persönlich, es ist nicht im Stande an etwas All-

gemeines zu denken, es muß in Haus und Küche eingesponnen sein." — Und wollte gar eine Frau sich im Staat und in der Gesellschaft betheiligen: „Weg mit euch, euer Princip ist die Willkür des Herzens, die sich um keine Allgemeinheit kümmert."

Herr Jung müßte hiernach für alle Frauen die Familie, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft ausstreichen, denn das sind ja Alles „Allgemeinheiten", um die sich die Frau in der Willkür ihres Herzens „nicht kümmert". Nach dem philosophischen Schulgrundsatze — dem letzten Fäulnißthierchen, das der neue Geist, wie wenn man Weingeist auf Dünger gießt, aus dem aufgehäuften Schulstaub von Jahrhunderten aufsteigen machte — in dem das Princip des Weibes, das Princip der Willkür des Herzens — das ewige ist, hat Herr Jung recht zu sagen: „daß die Frau in unsern Zeiten (bei unsern Philosophen, erläutere ich) eigentlich als Herrin und Siegerin begrüßt werden muß, wo Mann gegen Mann nur für sich und seine Haut in den Schranken steht, wo also das von der Frau von Anfang an vertretene Princip zur Herrschaft gelangt ist."

Wunderbar, wie die Unnatur sich doch am Ende immer selbst zerstören muß. Diese Gleichberechtigung der Frauen, diese Mannstellung des Weibes findet in ihrem strengsten philosophischen Vertheidiger nur ihre Begründung durch die vollkommene Entäußerung aller höhern geistigen Bethätigung des Weibes, durch die

vollkommene Selbstsucht der Willkür des Herzens. — „Dies Princip ist das ewige.“ — Und wenn es nun nicht das Ewige wäre? Und wenn es nun über dem rein Persönlichen noch etwas Anderes, etwas Allgemeines für den Menschen, und somit auch für die Frau gäbe? — Eine Familie, einen Staat, eine Menschheit, einen Gott? — Dann ist das Weib, das nur rein Persönlichkeit ist, das nur die Willkür seines Herzens kennt — ein Wesen, das sich nicht bis zur höhern Anschauung einer Allgemeinheit hinaufschwingen kann.

Das ist die Logik, zu der diese letzten Ergebnisse der unfruchtbaren Schulphilosophie unsere deutschen Gelehrten geführt haben.

Jung stößt übrigens ein paarmal auf die Wahrheit. Er sagt: „Die Frauen herrschen daher in den alten Staaten zu Zeiten, wo deren Auflösung beginnt; sie kommen mit dem Luxus, den schönen Künsten; sie kommen mit dem Abend der Geschichte und beleben die Nacht mit zauberhaftem Leben. — Die Weiber herrschen immer in den Perioden der Auflösung, der sogenannten (!) Erschlaffung. — Wir werden die Frauen sehen, wie sie das untergehende Ritterthum und in Frankreich die letzten Jahre der Aristokratie beherrschen und der letzte Glanz derselben sind.“

Aber das ist die Art der Philosophen, sie fallen über die Thatsachen, brechen dabei Arm und Bein — und sehen sie doch nicht. Und so kommt denn Herr

Jung logisch zu dem kostbaren Schlußgedanken: „Die Vereinigung beider Geschlechter zu gleichem Leben wird das Ende der Geschichte, der Anfang des natürlichen Menschenlebens sein.“

Es ist dies — wie groß auch der Unverstand — nach dem Sprüchlein, daß Kinder und Narren oft die Wahrheit sagen, doch auch zugleich ein unbewußter Orakelspruch des Menschengeistes, den selbst die Philosophen trotz Hegel nicht herunter bekommen können. Fürwahr die Vereinigung beider Geschlechter zu gleichem Leben würde, wenn in diesen Worten ein Sinn läge und dieser Sinn durchgeführt werden könnte, das Ende der Geschichte und der Anfang des natürlichen Menschenlebens — der thierischen Verwilderung sein. Denn dies gleiche Leben der Frauen und Männer würde die Familie zerstören, und in ihr den Staat, die Gesellschaft, den Menschen.

Die Berechtigung der Frauen, an allen Fortschritten der Cultur Theil zu nehmen; ihre sie allein angehenden Angelegenheiten selbst und allein zu ordnen — sind Errungenschaften der Neuzeit, des Fortschrittes, des Geistes der Freiheit, der endlich trotz aller Hemmnisse den Sieg davonträgt. — Der barbarischen Vormundschaft eines sein Kind nicht achtenden Vaters, der sinnlosen Gewaltherrschaft eines Gatten, der seine Frau nicht liebt, und die Fesseln des Gesetzes nicht durch Fesseln des Herzens zu

rechtfertigen im Stande ist, wo diese sich zeigen, ein Ende zu machen — das ist die Emancipation, die die Zeit und der Fortschritt, Recht und Menschenachtung fordern. Wo die Gesetze den Rest der alten Barbarenanschauung noch aufrecht erhalten, da ist die Bekämpfung derselben Pflicht jedes Mannes, der die Frauen liebt, ehrt und achtet. Gesetze gegen den Misbrauch der physischen Kraft des Mannes; die Ausschließung jedes Mannes, der diese Kraft, Frau und Kind gegenüber, misbraucht, von allen Bürgerrechten und jeder Staatswürde sind nur billig und gerecht. Das unkluge Streben der herabgekommenen Männer, wie gegen Ende der griechischen, römischen und byzantinischen Geschichte, ihre angemaßten und in Nichts mehr begründeten Mannesstellung, ihre Mannesvorrechte, die nicht mehr durch Mannesvorpflichten gerechtfertigt waren, durch Gesetze sichern zu wollen, haben überall die Empörung und Emancipationssucht der Frauen nur gefördert. Der Artikel des „Code Napoléon", der da unbedingt sagt, daß die Frau dem Manne gehorchen müsse, ist eine Hauptquelle der französischen Emancipationssüchtelei, und ist überdies so zu Schanden geworden, daß heute in ganz Frankreich die Straßenweisheit des Sprüchwortes auf jenen Artikel geantwortet: Ce que femme veut, Dieu le veut.

Die höhere, edlere Auffassung, die Civilisation streitet gegen die strenge Anschauung der harten, nerven-

und knochenstarken Zeit vergangener Barbarei. Diese Strenge aus dem Gesetze zu streichen, wo sie im Leben nicht mehr, wie früher oft durch die wilde Kampfepoche der Barbarei, begründet ist, gebietet Pflicht und auch Klugheit. Denn alles Unrecht treibt zur Empörung, und diese Empörung, die Sucht der Frauen — sich zu emancipiren, die Gleichen dem Manne gegenüber zu spielen, würde unsere Frauen um Alles bringen, was sie dem Manne lieb und werth macht, was sie zu dem schönsten und edelsten Werke Gottes erhebt. — Der Himmel bewahre die Frauen und auch uns vor diesem Unglück!

Diese naturgemäße Emancipation der Frauen von den alten Barbarengesetzen, von der alten Auffassung einer Zeit, wo physische Kraft fast allein auch größern Schutz und höhere Rechte geben, hält übrigens naturgemäß Schritt mit der höhern Cultur und vor allem der höhern Freiheit des Mannes. Man könnte eine Stufenleiter der civilisirten Nationen nach dem Grade der bürgerlichen Freiheit machen, und würde diese vollkommen übereinstimmend finden mit dem Grade der Achtung, die die Frau im Gesetz und im gesellschaftlichen und Familienleben genießt. Im freien Amerika sind die Frauen freie Bürgerinnen, durch die Sitte überall dem Manne gegenüber bevorzugt, und haben hier die höchste Stufe der in Liebe begründeten, durch Recht und Gesetz gesicherten Achtung und Vollwürde erreicht; in Eng-

land sind die Frauen nur „Königinnen“; in Frankreich les maîtresses, die Herrinnen der Männer, die sie lieben; in Deutschland oft noch in vielfach zu enge Kreise eingesponnene Hausfrauen.

Jeder Fortschritt auf dem Felde der Freiheit für die Männer ist ein ebenso großer Fortschritt auf dem Felde höherer Würde und Achtung für die Frauen. Die Bestrebungen der Cornelia würden — wenn es ihren Söhnen, den Grachen, gelungen wäre, die durch die Folgen der Welteroberung und der in dieser wuchernden Genußsucht vollkommen herabgekommenen Männer Roms durch ihre Befreiung aus den Fesseln ihrer eigenen Leidenschaften und der Ausbeuter derselben wieder zur Selbstachtung und zur Mannbarkeit zu erheben — auch die Frauen Roms ganz anders zur Freiheit und höchsten Menschenwürde geführt haben, als dies später die verkehrte Emancipationssüchtelei der römischen Damen, die sie bis zu der gefreiten Stellung öffentlicher Dirnen herablockte, zu thun vermochte.

Ihr, deutsche Frauen, denkt an die Cornelia, das sei euer Vorbild. Helft, als Gattinnen und Mütter, daß eure Männer und Söhne ihre Pflicht in dem großen Kampfe, der begonnen hat, thun. Stoßt sie, wie die Mutter der Grachen, in diesen Kampf hinein, denn jeder Zoll Freiheit, den eure Männer auf dem Schlachtfelde der bürgerlichen Emancipation errin-

gen, ist ebenso ein Zoll, und mehr, der Würde und gesellschaftlichen Hochachtung für die Frauen.

Das ist euer Beruf und er ist so schön als weiblich; er wird euch Freiheit — und die Liebe von Männern sichern.

Gleiches Leben zwischen Mann und Weib aber ist Unsinn, da sie eben Mann und Weib sind und bleiben. Das Streben schon nach diesem gleichen Leben wird euch die Männer entfremden und nur entmannte Nachzügler zuführen. Wirklich gleiches Leben würde das Weib alle Tage in Kampf mit dem Manne gerathen lassen, und dieser Kampf sicher mit dem Siege der physischen Uebermacht und der Sklaverei des schwächern Theiles enden. —

Huhn und Hahn — sind eben nicht gleich. Und die Hühner im Hofe legen ihre Eier und gackern, daß es eine Lust ist, solange der Hahn ein Kerl. Aber wo dieser hinfällig wird und die Flügel hängen läßt, da hört man mitunter wol ein Huhn krähen wie einen Hahn. Das ist dann für die Hofwirthin ein sicheres Zeichen, daß das Huhn keine Eier mehr legen wird, und — da wird's denn bei der nächsten Gelegenheit geschlachtet und wandert in den Suppentopf. — Verzeihung ob der prosaischen Wahrheit. Es geschieht nur, um unsere lieben Frauen vor dem Unglück zu bewahren — den Kapaunen zu gefallen.

XXVIII.

Antwort der Statthalterschaft auf das Schreiben des Grafen Thun vom 30. October 1850. — Lanzknecht und nicht Landsknecht. — Von der Tann. — Gothanischer Stil. — Das Heer im Reinen über Willisen. — Herr von Radowitz und die Statthalterschaft. — Die kieler Demokraten enthalten sich der Wahl zum Stadtrathe. — Die Schande fällt nur auf Deutschland im Munde eines Deutschen. — Herr von Schleiden in Hannover nicht officiell empfangen. — Eine Landstandsteuer von Herrn Francke vorgeschlagen.

Altona, den 17. November.

Die Antwort der Statthalterschaft vom 5. November auf das Schreiben des Grafen Thun vom 30. October, durch welches die Statthalterschaft aufgefordert wurde sich jeder fernern Feindseligkeit gegen die Dänen zu enthalten, gehört zu dem Besten, was im Namen der Statthalterschaft bis jetzt veröffentlicht worden ist. Die Sophisterei, mit der man ihr von Frankfurt aus gegenübertritt, ist mit Scharfsinn zurückgewiesen; die innere Verantwortung Deutschlands, und Preußens insbesondere, für Schleswig-Holstein und dessen Kampf ist ins klarste Licht gestellt; und so muß jeder fühlende

10**

und denkende Mann mit einstimmen, wenn die Statthalterschaft dann am Schlusse sagt: „Die Herzogthümer sind entschlossen, auf ihrem guten Rechte zu bestehen, bis zum Aeußersten.“ So recht — bis zum Aeußersten! Aber die Statthalter setzen hinzu: „Sie (die Herzogthümer) wollen es erwarten, ob es möglich ist, daß deutsche Fürsten dieses Recht niedertreten werden, nachdem es ihres Gleichen vertheidigt haben. — — Wir werden dies mit Fassung erwarten. Denn, wenn es uns bestimmt sein soll, zu fallen, so ist es uns am ehrenvollsten, wie schmachvoll es auch für Deutschland sein mag, durch Deutsche zu unterliegen.“

Wie gesagt: diese Antwort gehört zu dem Besten, was die Statthalter veröffentlicht haben. Und dennoch fehlt immer wieder ein gewisses Etwas, das allein am Ende den Sieg verbürgen könnte. Es ist möglich, daß die Verhältnisse in Deutschland bald groß, mächtig und verwickelt genug sein werden, um den Herzogthümern zu erlauben, in den Hintergrund zu treten und aus der allgemeinen Verwirrung den bestmöglichsten Nutzen für sich und ihre Sache zu ziehen. Gelingt dies, so würde die Statthalterschaft den Ruhm ernten — den ihr die Verhältnisse zuwürfen. Nicht als ob ich ihre Verdienste übersähe. Sie hat mit vieler Zähigkeit ausgehalten; sie hat mit Klugheit noch öfterer stille gesessen, bis der Sturm vorüber war; sie hat mit Do-Nothing ein paarmal mehr durch die zufällig eintre-

tenden Verwickelungen gewonnen, als sie erwarten, berechnen konnte.

Möge sie das glückliche Ende dieses Kampfes sehen! Aber beim Himmel, sie würde dann doch wieder nur die Fliege in Lafontaine's Fabel: la mouche de la coche gewesen sein.

Die Statthalterschaft will „erwarten, ob es möglich sei, daß deutsche Fürsten ein Recht niedertreten werden, nachdem andere deutsche Fürsten dasselbe vertheidigt haben". — Wenn das nicht eine Phrase ist, so ist die Statthalterschaft die naivste deutsche Regierung, die es je gegeben hat. — „Sie will dies mit Fassung erwarten." Es kommt uns so vor, als läge darin schon etwas von der Stellung Cäsar's, als er sich in seinen Mantel hüllte und ausrief: „Auch du, mein Vetter Friedrich Wilhelm!"

„Wie schmachvoll es auch für Deutschland sein mag!" Uns scheint es nun, als ob, was für Deutschland schmachvoll wäre, auch für die Statthalterschaft schmachvoll sein sollte. Und somit doppelt schmachvoll für sie, zu unterliegen, und dadurch, daß sie mit Fassung abwartet, bis deutsche blinde Soldatenmaschinen kommen, um ihr die Kehle zuzuschnüren, eine noch größere Schmach auf Deutschland zu werfen.

Das wahre und überall thätige Unheil in der schleswig-holsteinischen Sache war, daß die Schleswig-Holsteiner selbst — ihre Francke, Beseler, Waitz, Dahlmann an der Spitze — sich nicht bis zu dem Standpunkte

der deutschen Auffassung erheben konnten. Sie dachten im Parlament zu Frankfurt, sie dachten in der Paulskirche nur an Schleswig-Holstein und denken jetzt in Schleswig-Holstein kaum mehr ans Parlament und an die Paulskirche zu Frankfurt. Das war die Ursache, warum sie ganz Deutsch-Oesterreich ausschließen oder auf die reine Personalunion herabsetzen mußten, weil sie für Schleswig-Holstein und Dänemark eine Personalunion nothwendig, zuläßig und möglich glaubten.

Auch heute noch beginnt diese tapfere — und doch passive, oder wenigstens lahme Antwort — mit dem Ausrufe: „Die Statthalterschaft sieht mit Schmerz, daß sie — — auch in die verhängnißvollen Verwickelungen im gemeinsamen Vaterlande hineingerissen werden soll.“ — Das ist es! Sie hat immer mehr oder weniger eine Sonderstellung behauptet; sie fühlt nicht, daß ihre Sache eine deutsche sein muß und ist, und nur als solche eine innere Rechtfertigung hat; sie vergißt, wie Schleswig-Holstein mit Hauptursache ist, daß die Verwickelungen im gemeinsamen Vaterlande diese Höhe erreichen konnten; sie übersieht, daß grade Schleswig-Holstein es war, wo Preußen seine Garden hinstellte, um sie von da neugestärkt nach Berlin zum — Verfassungsbruche zu führen; und daß die Schleswig-Holsteiner in Frankfurt am thätigsten und einflußreichsten waren, um die berliner Politik in ganz Deutschland einzuschmuggeln.

Und weil die Statthalterschaft dies vergißt, nicht fühlt, nicht ahnt — weiß und ahnt sie auch nicht, wo ihre eigene Kraft liegt, wo für sie das Mittel wäre, ihre Frage mit einem Schlage zu beantworten. In Deutschland!

Begriffe sie dies, dann würde sie nicht „mit Fassung erwarten", bis man kommen wird, um sie zu knebeln; sondern — wie Friedrich II. und Alle, die je Etwas ausgerichtet haben — ihrem Feinde entgegengehen — über Hamburg, nach Berlin, Frankfurt, und wenn's sein muß, nach Wien.

Die rechte Fahne, die Fahne Deutschlands, eines deutschen Parlaments gegenüber dem deutschen Russenthum in Berlin, Wien und Frankfurt würde ihr den Weg bahnen. „In diesem Zeichen wirst du siegen."

Aber dann würde sie ja noch mehr in die „verhängnißvollen Verwickelungen des gemeinsamen Vaterlandes" hineingerissen werden? Dafür bewahre uns der Himmel, und so wollen wir „erwarten" — (Es ist ein böser Zufall, daß sie dies „erwarten" — und nicht, wie sie sagen wollten: abwarten) — und zwar „mit Fassung erwarten, ob es möglich ist, daß deutsche Fürsten — Rechte niedertreten, nachdem ihres Gleichen dieselben vertheidigt hatten".

Altona, den 18. November.

Von der Tann hat Rendsburg verlassen und ist nach Baiern zurückgegangen, um mit — gegen Hessen-Kassel zu ziehen. Das Omen, welches in dem Untergange des Schraubenschiffes Von der Tann zu Anfang des Krieges lag, soll also vollkommen in Erfüllung gehen. Dieser Mann, den die Schleswig-Holsteiner und das ganze deutsche Volk so hoch stellten, begreift nicht, daß er in Holstein sein Vaterland vertheidigte, daß er hier einen Ehrenposten hatte, während er in Hessen-Kassel nur Bütteldienst zum Besten des Absolutismus und der Volksentwürdigung thut. Weg mit ihm, er ist nicht mehr werth als die Andern, und mich schmerzt die innige Theilnahme, die wir Alle und das ganze deutsche Volk ihm schenkten. Ein Lanzknecht — und sonst Nichts. — Kein Landsknecht! —

Altona, den 19. November.

„Mit Fassung erwarten" — ob deutsche Fürsten Rechte mit Füßen treten können, die andere Fürsten vertheidigt haben. Die Deutschen sind so in den pathetisch-declamatorischen Stil hineingerathen, daß sie gar nicht mehr einfach und schlicht sprechen können. Sie können nicht mehr abwarten, sondern müssen „mit Fassung" abwarten. Als die Statthalterschaft die Anträge des Herrn Generals von Radowitz abgelehnt

hatte, hieß es in den Blättern der Partei nicht einfach, daß sie dieselben zurückgewiesen, sondern „aufs entschiedenste zurückgewiesen". Protestirt einmal Jemand, und nun gar ein Gothaner, so geschieht es gleich: „mit Energie", oder: „mit aller möglichen Energie!"

Ich entsinne mich noch genau, wie sehr mir der erste deutsche Eisenbahnzettel, den ich vor acht Jahren, als ich auf vierzehn Tage nach Köln durfte, sah, grade des bureaukratischen Bombastes wegen auffiel. Der Stil war ungefähr folgender: „Die Reisenden sind hiermit dringend gewarnt, auf keinen Fall in einer höhern Classe als der, auf welche ihr Zettel lautet, zu fahren. Die Zugführer sind aufs strengste angewiesen, sie sonst sofort zur Verantwortung zu ziehen, und unwiderruflich zur Zahlung der höhern Classe anzuhalten." —

Mit Fassung erwarten; aufs entschiedenste zurückweisen, mit aller Energie protestiren — und dann, wenn die Polizei kommt, in ein Mausloch hinein — das liegt schon in diesem officiellen Stile der deutschen Politik.

Ich sprach heute einen schleswigschen Flüchtling, der sich bis jetzt meist beim Heere aufgehalten hatte. Er war der Ansicht, daß alles Vertrauen im Heere zu Willisen gewichen sei. Er war Zeuge, als Willisen

an einem Bataillon vorbei kam, und hörte die Leute auf den General deutend sagen: „So du man hin, du kannst ja doch nix!“ Er behauptet, daß, nach seiner Kenntniß der Dinge, dies die Stimmung im ganzen Heere sei.

Und wenn es anders wäre, so müßte ein Wunder geschehen, und die Menschen mit Blindheit, Gefühllosigkeit und Stockdummheit geschlagen worden sein.

Ich fürchte, sobald der Winter eingetreten ist, wird der General Willisen die tapfern Schleswig-Holsteiner zu neuen — Niederlagen führen, wenn er nicht lieber „mit Fassung erwartet“, bis der Feind vor ihm den rechten Punkt gefunden, um ihn anzugreifen, oder der Feind hinter ihm seiner Führerschaft ein Ende macht.

Den 20. November.

Gestern veröffentlichte die Presse das letzte Actenstück, das Herr von Radowitz wol in dieser Angelegenheit von Stapel gelassen haben wird. Wir können daher mit ihm abrechnen. Ueberdies ist das Actenstück merkwürdig genug, um es eines besondern Blicks zu würdigen. Auch die Antwort der Statthalterschaft ist charakteristisch. Hier beide:

Schreiben des Generals von Radowitz an die Statthalterschaft.

Der Unterzeichnete hat das gefällige Schreiben einer hochlöblichen Statthalterschaft vom 28. d. M. zu erhalten die Ehre gehabt und die aufrichtige Theilnahme,

welche die königliche Regierung für das Schicksal der Herzogthümer empfindet, macht es ihm zur Pflicht, dasselbe ungesäumt zu beantworten.

Er muß zuvörderst sein Befremden wie sein Bedauern ausdrücken, daß die Statthalterschaft des ausdrücklich gestellten, auf die dem Bunde schuldigen Rücksichten gegründeten ernstlichen Begehrens der königlichen Regierung, sich jedes aggressiven Vorgehens zu enthalten, mit keinem Worte Erwähnung thut. Die königliche Regierung muß daher dies Begehren noch einmal auf das entschiedenste (!) wiederholen, und dabei erklären, daß sie die Erfüllung desselben als die erste und unerläßliche (!) Bedingung dafür ansieht, daß irgend ein Organ des Deutschen Bundes dem Bundesgebiete des Herzogthums Holstein wirksamen Schutz (!) angedeihen lassen könne.

Was nun ferner den von der königlichen Regierung vorgeschlagenen Waffenstillstand betrifft, so muß der Unterzeichnete daran erinnern, daß derselbe von ihm ausdrücklich als ein rein militairischer bezeichnet war, wie solcher in diesem Augenblick nicht nur allein möglich, sondern auch allein angemessen (?) erscheint, da die politische Seite dem Deutschen Bunde vorbehalten bleiben muß. Die hochlöbliche Statthalterschaft hat aber in einer Auffassung, welche die königliche Regierung nur bedauern kann, da

sie den Umständen nicht entspricht, einen Waffenstillstand von wesentlich politischem Charakter an die Stelle gesetzt, und die königliche Regierung befindet sich selbstverständlich in der Unmöglichkeit, für einen solchen ihre Vermittlung eintreten zu lassen, ganz abgesehen davon, ob die Bedingungen der Statthalterschaft irgend eine Aussicht darbieten, von dänischer Seite angenommen zu werden. Für einen rein militairischen Waffenstillstand ist sie dagegen immer gern bereit, die Vermittlung zu versuchen, und der Generalmajor von Hahn wird zu dem Ende noch eine Erwiderung der hochlöblichen Statthalterschaft auf dies Schreiben abwarten.

Berlin, den 30. October 1850.

(gez.) v. Radowitz.

Schreiben der Statthalterschaft an den General von Radowitz.

Die Statthalterschaft hat aus dem geehrten Schreiben Sr. Excellenz des königlich preußischen Staatsministers für die auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Generallieutenant von Radowitz, vom 30. v. Mts. mit Leidwesen ersehen, daß ihre Note vom 28. s. Mts. das Befremden und das Bedauern Sr. Excellenz erregt hat, sowie daß die königliche Regierung sich in der Unmöglichkeit befindet, ihre Vermittelung für den diesseitigen Waffenstillstandsvorschlag eintreten zu lassen. Die Statthalterschaft glaubte durch die bestimmte Er-

klärung, daß sie in den dargelegten Bedingungen eines Waffenstillstands an die Grenze Dessen gegangen sei, was sie dem Lande gegenüber zu verantworten vermöge, und durch die Motive ihres Vorschlags, welche der Bevollmächtigte von Harbou dargelegt hat, jeden Zweifel darüber ausgeschlossen zu haben, daß die Lage der Herzogthümer es ihr unmöglich mache, einen rein militairischen Waffenstillstand abzuschließen. Sie konnte auf einen rein militairischen Waffenstillstand nicht eingehen, weil sie aufrichtig den Frieden will und dieser nicht auf dem Wege sich erreichen läßt, daß während die Waffen zu einer dem Feinde ungünstigen Jahreszeit in Ruhe gestellt werden, das Herzogthum Schleswig der Occupation desselben fast im ganzen Umfange unterworfen bleibt, und ferner, weil bei Fehlschlagen einer friedlichen Erledigung der Krieg im nächsten Frühjahr unfehlbar wieder beginnen würde.

Die Statthalterschaft hat diese Angelegenheit, in Veranlassung des geehrten Schreibens vom 30. v. M. nochmals in Erwägung gezogen, jedoch zu einer andern als der in der Note vom 23. v. M. dargelegten Ueberzeugung nicht gelangen können. Wäre ein Organ des Deutschen Bundes vorhanden, so würde demselben die schuldige Rücksicht nicht versagt werden. Aber die angefügte Zuschrift des kaiserlich österreichischen Geheimraths, Grafen von Thun, welche gleichzeitig mit der Note Ew. Excellenz hier an-

gelangt ist, bestätigt von neuem, daß es zur Zeit an einem solchen Organ fehlt, und die von Ew. Excellenz eröffnete Aussicht, durch den rein militairischen Waffenstillstand die Bildung eines Deutschland wahrhaft vertretenden Organs zu erreichen, scheint durch die Beschlüsse, welche die frankfurter Versammlung von Bevollmächtigten einzelner Regierungen in Gemeinschaft mit dem königlich dänischen Bevollmächtigten gefaßt hat, völlig geschwunden zu sein. Sowenig die Statthalterschaft in dieser Versammlung ein berechtigtes Organ des Deutschen Bundes anerkennen und deren Beschlüssen Geltung für die Herzogthümer zugestehen wird, so fest ist auf der andern Seite ihr Vertrauen zu der wiederholten und noch neuerlich der königlich dänischen Regierung ausgesprochenen Erklärung Ew. Excellenz, daß die königlich preußische Regierung den frankfurter Beschlüssen in Betreff der Herzogthümer ihre Anerkennung ebenfalls unbedingt versagen müsse und ein dort beschlossenes militairisches Einschreiten nicht dulden werde.

Die Statthalterschaft befindet sich in dieser Richtung in vollem Einverständniß mit der königlichen Regierung und kann in erneuerter Bezugnahme auf die königlich preußische Denkschrift vom 2. Juli d. J. von dem Vertrauen nicht ablassen, daß die königliche Regierung auch ferner für die Wahrung

der deutschen Rechte der Herzogthümer kräftigst streben werde. Kiel, den 2. November 1850.

Die Statthalterschaft der Herzogthümer Schleswig-Holstein. (gez.) Reventlou. Beseler. Francke.

Sehen wir uns das Machwerk des Herrn von Radowitz näher an. „Er muß zuvörderst sein Befremden und Bedauern ausdrücken, daß die Statthalterschaft des ausdrücklich gestellten, auf die dem Bunde schuldigen Rücksichten gegründeten ernstlichen Begehrens der königlichen Regierung, sich jeden Vorgehens zu enthalten, mit keinem Worte Erwähnung thut. — Die königliche Regierung muß daher dies Begehren noch einmal auf das entschiedenste wiederholen, und dabei erklären, daß sie die Erfüllung desselben als die erste und unerläßliche Bedingung dafür ansieht, daß irgend ein Organ des Deutschen Bundes dem Bundesgebiet des Herzogthums wirksamen Schutz angedeihen lassen kann." —

Le stil c'est l'homme. Der bureaukratische Bombast ist hier ganz auf derselben Höhe, wie bei der Eisenbahnpolizei zu Aachen. Ein ausdrücklich gestelltes, ernstliches Begehren — auf das entschiedenste wiederholen, und als unerläßliche Bedingung eines wirksamen Schutzes darstellen — das verdient den ironischen Hohn, der in dem Schlusse der statthalterlichen Antwort — freilich ohne Absicht — liegt, wenn diese sagt: sie könne „von dem Vertrauen nicht ablassen, daß die königliche Regierung auch ferner

für die Wahrung der deutschen Rechte der Herzogthümer kräftigst streben werde".

Es ist eine wahre Komödie, die hier gespielt wird, und wäre nur lächerlich und erbärmlich, wenn es sich nicht um die Ehre der deutschen Nation, um ein Stück des Vaterlandes, um Leib und Leben, Hab und Gut eines braven deutschen Volksstammes handelte.

Der preußische Ministerpräsident, der „Freund seines königlichen Gönners", der die Mobilisirung des ganzen preußischen Heeres verlangte, um den Anmaßungen des Bundestags zu Frankfurt entgegenzutreten, fordert in demselben Augenblicke die Statthalterschaft im Namen des Bundes auf, die Waffen zu strecken. Die rendsburger Diplomaten antworten darauf ganz logisch, indem sie sagen: „Sowenig die Statthalterschaft in dieser Versammlung ein berechtigtes Organ des Deutschen Bundes anerkennen, und deren Beschlüssen Geltung für die Herzogthümer zugestehen wird, so fest ist auf der andern Seite ihr" — — Entschluß, nicht doch, sondern ihr — — „Vertrauen zu der wiederholten und noch neuerlich der königlich dänischen Regierung ausgesprochenen Erklärung Ew. Excellenz, daß die königlich preußische Regierung den frankfurter Beschlüssen in Betreff der Herzogthümer ihre Anerkennung ebenfalls unbedingt versagen müsse und ein dort beschlossenes militairisches Einschreiten nicht dulden werde."

Die Antwort der Statthalterschaft ist, wie gesagt, ganz logisch. Aber wer berechtigt sie denn, aus dieser Logik den Schluß zu ziehen, daß Preußens Regierung dieselbe anerkennen werde? — Wer berechtigt sie zu dem Vertrauen, daß die königlich preußische Regierung, daß Herr von Radowitz, als ihr Vertreter, irgend ein Wort, das sie gegeben, lösen werden? Haben denn die Herrn Beseler und Francke vergessen, daß es Herr von Radowitz war, der von Frankfurt abreiste mit der Versicherung, daß er seinem „hohen Gönner" zur Annahme der Kaiserkrone rathen werde? War es nicht Herr von Radowitz, der die Union stiftete, und „feierlichst" erklärte, daß Preußen sie „unwiderruflich" mit allen, mit vielen, mit wenigen — deutschen Staaten durchsetzen werde, und der dann diese Union bei der ersten Drohung Oesterreichs und Rußlands über Bord warf? Hatte die Statthalterschaft den Brief des Königs von Preußen an den Herzog von Augustenburg vergessen? War ihr Auge und ihr Ohr geschlossen für die Geschichte Preußens vom ersten Tage nach der Revolution von 1848 bis auf diese Stunde, in der die preußische Regierung, von Widerspruch zu Widerspruch, eine Stellung nach der andern aufgegeben hat? —

Vertrauen! — es ist eine Lüge im Munde der Statthalterschaft, ein bewußter Hohn oder eine unbewußte geistige Verstocktheit.

Herr von Radowitz hatte sogar zum voraus auf

dies Vertrauen geantwortet, indem er offen erklärte, daß für den Fall, wo die Statthalterschaft nicht von ihrem Vertrauen auf Preußen ablasse und sich dem Wunsche Oesterreichs und Rußlands füge, die preußische Regierung sich „jeder weitern Vermittelung zu enthalten haben und ihr ferneres Verfahren lediglich nach den Verpflichtungen (?) bemessen werde, die ihr obliegen". — War das nicht klar genug gesagt: Wir sind entschlossen, euch im Stiche zu lassen, wenn ihr dem russisch-österreichischen Befehle nicht nachgeben und die Waffen strecken werdet? —

Vertrauen? — Komödie und sonst Nichts! —

Es gibt in Preußen und in Deutschland nicht Wenige, die da glauben, daß Herr von Radowitz mit kluger Umsicht und Absicht Preußen seinem Untergange zuführe, den protestantischen deutschen Großstaat seinem katholischen Nebenbuhler zum Opfer bringen helfe. Es hat nachgrade den Anschein, als ob dies Ergebniß erreicht werden könne und nahe bevorstehe. Und dennoch glauben wir weder an diese Umsicht, noch an diese Absicht. Wir haben Herrn von Radowitz in Frankfurt, in Berlin am Werke beobachtet; wir haben insbesondere sein Hauptwerk: „Gespräche aus der Gegenwart", mit dem Wunsche studirt, das Wesen dieses Mannes herauszufinden. Und wir sind zu dem Schlusse gekommen, daß in ihm selbst die vage, mark- und knochenlose Anarchie herrscht, die alle höhern Regionen des deutschen Le-

bens ergriffen hat. In seinem vielbesprochenen und oft gelobhudelten Buche finden wir den deutschen Gelehrten, der alle Systeme kennt, den norddeutschen Kritiker, der sie alle mit seinen Verneinungen zersetzt, und der dann, wie die Philosophen unsers Jahrhunderts, ob all der verneinenden Schärfe zu keinen positiven Standpunkte mehr gelangen kann. Wer dies Buch mit der Absicht, das System des Verfassers zu finden, liest, wer es studirt, um dahinter zu kommen, was der General von Radowitz will — der wird am Ende zu dem Schlusse gelangen, daß der „Geheimnißvolle“ eben ein Geheimniß bleibt — das heißt, daß in all diesem gelehrten, hochtrabenden, kritischen Bombast am Ende kein positiver Kern, kein festes System, kein klares Ziel und kein bewußtes Wollen steckt. Alles, was übrig bleibt, ist ein unbestimmtes Hinneigen zu dem Autoritätsglauben der altkatholischen Weltanschauung, im vollkommensten Widerspruche mit der eigenen kritischen Negativität der ganzen Auffassungsweise des gelehrten Generals. Er hat keine Ahnung davon, daß die Todten begraben werden müssen; daß vergangene Zeiten und Weltanschauungen eben vergangen sind, und daß, wer sich an sie festklammert, wer die Leichen hingegangener Jahrhunderte nicht aus dem Wege schaffen lassen will, sehr bald, von ihrem Pestgeruche angesteckt, selbst dem Tode verfallen ist.

In diesem dunkeln, vagen, ohnmächtigen Glauben an das Leben des Todten liegt das eigentliche Wesen, das einzige Positive des Mannes. Wir haben die Ueberzeugung, daß er in diesem Glauben bis über den Kopf festsitzt und von ihm beherrscht und geleitet wird. Deswegen sind denn auch alle seine Maßregeln, wie seine ganze Anschauung, die den Tod für das Lebendige hält, trotz des scheinbaren Spiritualismus seines Systems und seiner Sprache Nichts als der krasseste Materialismus. Er sucht das Mittel, das Todte wieder lebendig zu machen; und wo er das Mittel gefunden zu haben wähnt, da glaubt er an das Leben; und wo er das Mittel hergestellt hat, da bildet er sich ein, das Todte wieder zum Leben gerufen zu haben. In Paris zeigte ihm Ludwig Philipp seine forts détachés, seine funfzigtausend Bayonnete, und Herr von Radowitz schrieb nach Berlin, daß Ludwig Philipp's Thron wie auf Felsen feststehe. Er ahnte nicht, daß zu dieser Festigkeit außer den materiellen Mitteln auch ein belebender Geist gehöre, und daß dieser geschwunden sei. In Frankfurt war sein Hauptwerk die Vermehrung der deutschen Wehrkraft, des materiellen Mittels der Herrschaft; und als dies erreicht war, wähnte er am Ziele zu sein. In Berlin wollte er die Mobilisirung der ganzen preußischen Armee, und hatte kein Wort, keinen Gedanken, keine Seele für diesen physischen Körper, sodaß heute diese Militairmacht im Wesent-

lichen Preußen beherrscht und in seinem Thun und Lassen fesselt, und vielleicht in naher Zukunft alle Zustände Preußens auf den Kopf stellen wird. Viermalhunderttausend Bayonnete — und die vollkommenste Ohnmacht, das ist der Gegensatz, den Herr von Radowitz vermittelt hat. Das Programm vom 2. November sieht auf den ersten Anblick tapfer genug aus. Wäre es aber wirklich ernst gemeint gewesen, so wäre die ganze vorhergehende Politik Preußens vollkommen unerklärlich. Sollte Preußen in Hessen für eine Verfassung eintreten, die es im eigenen Lande und beim nächsten Nachbar (Schwerin) mit so klarem Bewußtsein und festem Willen zernichtete und zernichten half? Und sollte Preußen in demselben Augenblicke, wo es Oesterreich den Krieg bot, ein tapferes Heer von 40000 Bundesgenossen im Namen Oesterreichs und des Bundestages auffordern, die Waffen zu strecken? — Wir glauben daher lieber, zur Ehre für den Verstand des preußischen Staatsmannes, daß sein Programm vom 2. November nur eine Rückzuglinie war, hinter der Herr von Radowitz bessere Zeiten erwarten kann. — —

Neben dem großen materiellen Mittel vergangener Zustände waren dann die kleinen Mittelchen der alten Zeit nicht weniger in diesem Manne thätig. Er weiß die klangreiche Phrase zu handhaben; er kennt seinen Machiavel auswendig; er soll ein Schüler Loyola's sein und handelte oft in diesem

Sinne. Er wußte die Presse aufs thätigste für sich in Athem zu halten, und wir begegnen öfterer seinem Stil in den Zeitungen als in den Noten. Er wußte seine Popularität zu hegen und zu pflegen. Nachdem er Erfurt zum Sitze des Parlaments erhoben, ging er bald dorthin, schickte er seine Kinder dort in die Schule und ließ sich dort von den Sängerchören des Landes Liederweihrauch bei Fackelschein darbringen und seinen gefeierten Namen so durch die Zeitungen in die Welt hinausposaunen.

Er kennt die schwachen, elenden Seiten der Menschen wie Wenige und fußt auf sie seine Herrschaft. Es hat uns oft ein mitleidiges Lächeln abgezwungen, wenn wir in der ersten Zeit des Parlaments sahen, wie dieser stolze Mann in der Paulskirche Herrn Karl Vogt den Volkstribun, den klarsten Gegensatz des „Geheimnißvollen", freundlich lächelnd auf der Linken aufsuchte, um mit ihm ein paar Worte zu wechseln. Damals ahnten wir dann die Höflingsnatur dieses Mannes und dachten daran, was dieser Mann nicht erst Alles thun werde, um den Beifall eines „hohen Gönners" zu erringen, wenn er schon so viel that, um Gnade und Gehör bei dem witzelnden Redner der Demokratie zu erlangen. Und so hegten wir von da an, und hegen noch heute die Ueberzeugung, daß Herr von Radowitz der geschmeidigste Staatsdiener und Hofmann sein müsse, und daß, wie sehr er sich auch den Schein der Selbstbestimmung zu retten wisse,

er dennoch keinen Vorschlag machen werde, von dem er nicht zum voraus sicher sei, daß er den Beifall seines königlichen Freundes habe.

Der Mann hat Glück gehabt; vorerst mit Glück die letzte Klippe umsegelt, und sich den Schein gerettet, als ob er tapferer und muthiger sei, wie die andern Räthe der Krone Preußens. Daß es nur der Schein ist, beweist seine obige Note so klar als möglich. Und so recht — Schein war ja das ganze Wesen dieser schönen Phrase. Vielleicht ist es Herrn von Radowitz vorbehalten, noch einmal auf die Probe gestellt zu werden. Wir sind überzeugt, daß sie nicht nur ihn, sondern auch das Land und die Krone, die sie mit ihm durchmachen müßten, theuer zu stehen kommen würde.

Altona, den 25. November.

Das kieler „Correspondenzblatt" enthält in Beziehung auf die gegenwärtig stattfindende Wahl des Stadtverordnetencollegiums folgende in einer Versammlung von gegen zweihundert kieler Bürgern beschlossene Erklärung:

„Wir erklären hiermit, daß wir uns an der mit dem 18. d. M. begonnenen und bis zum 27. fortdauernden Wahl von acht Mitgliedern des neuen Stadtverordnetencollegiums aus folgenden Gründen nicht betheiligen werden: Nach § 36. des Localstatuts für die Stadt Kiel werden alle Diejenigen, welche nach dem

Aufruf ihres Namens nicht vor die Wahlcommission treten, als abwesend angesehen, und falls sie bei der nochmaligen Aufrufung ihres Namens, welche vor dem Schlusse der Wahlhandlung stattfinden soll, sich auch dann nicht melden, sogar beim Abstimmen ganz und gar übergangen. Es ist selbstverständlich, daß es den wenigsten Bürgern ihre Geschäfte erlauben, sich den ganzen Tag über und noch dazu acht Tage nacheinander bei der Wahlcommission aufzuhalten, und da außerdem noch der Schluß der jedesmaligen Wahlhandlung ganz dem Ermessen der Commission überlassen ist, wie es aus der betreffenden Anzeige des „Correspondenzblattes" vom 6. November hervorgeht, so wissen Diejenigen, welche bei der ersten Aufrufung ihres Namens nicht zugegen waren, nicht einmal die Zeit, wann sie die Nachtheile ihrer ersten Abwesenheit durch ein späteres Sich-Melden ausgleichen können. Das Gesagte genügt, um es Jedem begreiflich zu machen, daß die in Folge dieser Wahlordnung erwählten Deputirten nicht als die wirklichen Vertreter unserer Bürgerschaft angesehen werden können und daß es somit nutzlos ist, sie zu wählen. Wir glauben indeß diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne zugleich hervorzuheben, daß, auch abgesehen von der Wahlordnung, die zu wählenden Deputirten schon deshalb nicht die gegenwärtigen Interessen und die gegenwärtige Gesinnung der Bürgerschaft zur Geltung zu bringen im Stande sein können, weil sie gegenüber den sechszehn Mitgliedern

der bisherigen veralteten Bürgercollegien, mit denen zusammen sie das neue Collegium bilden sollen, beständig als eine machtlose Minderzahl dastehen werden. Aus den angeführten Gründen und zu gleicher Zeit, um es offen an den Tag zu legen, daß wir nicht gesonnen sind auf eine wirkliche Vertretung der Bürgerschaft zu verzichten, enthalten wir uns der Wahl, in der Erwartung, daß bald eine günstige Umgestaltung unserer Verhältnisse uns zu einer wirklichen volksthümlichen Städteordnung verhelfen werde."

Die Sache verhält sich etwas anders als sie hier dargestellt ist. In Kiel herrscht die Gothaner Partei im Bürgerstande vor; die demokratische Partei ist ohnmächtig. Und so würde, wenn diese an der Wahl Theil genommen hätte, sehr klar an den Tag gekommen sein, wie gering die Zahl ihrer Anhänger unter dem kieler Bürgerstande ist. Anstatt nun dies offen einzugestehen, die Ursachen dieses Verhältnisses — die theils im Einflusse des Doctrinärismus deutschen Universitätswesens, theils im Einflusse der Aristokratie, theils in der etwas passiven Art der Holsteiner und endlich in den materiellen Verlusten, die der kieler Handel in Folge der Revolution und des Krieges zu tragen hatte, liegen — anzugeben, zu bekämpfen, und so mit der Zeit festern Fuß zu fassen, hat die demokratische Partei geglaubt, zu den obigen Ausflüchten greifen zu müssen. Sie sind der Demokratie nicht würdig. Es ist dies ein Abtreten von einem anvertrauten Posten. Es liegt

darin ein Zugeständniß, daß die Gegner der Demokratie die Wahlen nur zu erschweren brauchen, um die Demokratie fern zu halten. Man nennt das: „die Flinte ins Korn werfen“; und keine Partei hat ein Recht dazu — die demokratische am wenigsten. Kampf, solange es noch ein Fleckchen gibt, auf dem sie kämpfen kann, muß ihre Losung sein.

Ich weiß es, viele Demokraten hoffen nichts mehr, wenn nicht eine Revolution kommt. Sie wird schon kommen; Andere haben dafür besser als unsere besten demokratischen Wühler gesorgt; — aber sie wird vollkommen anarchisch kommen, wenn die Demokratie nicht vorher schon gelernt hat, das Gesetz zu handhaben. Und kommt sie anarchisch, so wird der Rückschlag, die Reaction unausbleiblich sein, und rasch genug — um so rascher, je weniger die Demokratie gelernt hat, vor der Revolution sich des Gesetzes zu bedienen — an Gesetze zu gewöhnen.

Und die Revolution selbst wird um so länger auf sich warten lassen, je weniger die Demokratie den Versuch macht, mit dem Gesetz in der Hand ihre Rechte zu schützen. In diesem Versuche liegt allein die wahre, innere Rechtfertigung der zukünftigen Revolution. Geht diese Rechtfertigung nicht voran, so wird auch die Revolution, selbst wenn sie kommt, doch nur — eine gelungene Emeute bleiben und als solche sehr bald sich selbst überstürzen. Das Gesetz ist der natürliche Hemmschuh der Revolutionen.

Diese führen die Nationen, wenn sie auf der höchsten Spitze des Unrechts angekommen sind, rasch den Berg wieder hinab in die sichere und ebene Bahn des Rechts. Geräth aber der Wagen oben auf der Spitze des Berges ungehemmt in den Schuß, dann ist, einmal im Laufe, kein Hemmen mehr möglich, und er kommt dann — freilich rascher unten an — aber in der Regel zerschmettert.

Gesetzlicher Widerstand — noch einmal sei's gesagt — zielt auf Reform ab; es ist immer möglich, daß dies Ziel nicht erreicht wird, und dann die Revolution von selbst unausbleiblich kommt. Der Unterschied ist nur, daß wenn die Reform möglich ist, dem Volke das unendliche Unheil der wilden Krisis erspart wird; und ist Reform nicht möglich, wissen die Gegner derselben diese auf dem Wege des Gesetzes durchgreifend und bis zum Augenblicke des Umschlages zu verhindern, dann wird die Revolution selbst, die auf dem Wege des Gesetzes vorbereitet wurde, den abschüssigen Weg der Revolution zurücklegen, ohne in Gefahr zu sein, unten in den Abgrund der bodenlosesten Reaction hineinzustürzen.

Das ist die Lehre aller Revolutionen, der von England und Amerika in unserm Sinne; — der von Frankreich im Sinne der wilden, gesetzlosen Anarchie, die Frankreich dahin führte, wo es heute angekommen ist, zur vollkommenen Anarchie des Gesetzes selbst.

Altona, den 27. November.

Gestern begegnete ich Dr. X., der, Mitarbeiter eines altonaer Blattes, jetzt bei einem der Jägercorps in der schleswig-holsteinischen Armee steht. Nach den ersten Begrüßungen sagte er: „Wenn nur erst die Kroaten da wären, daß die Sache ein Ende hätte. Die Schande fällt dann nur auf Deutschland!“ — Ich erwiderte: „Ist denn nicht Deutschlands Schande auch Eure Schande? Das ist der Krebsschaden Eurer Sache, daß Ihr sie vielfach hier im Lande als etwas Anderes denn eine deutsche ansehtt.“ — „Was liegt uns dran? Das deutsche Volk ist ja ein Volk von Scheißkerlen!“ erwiderte er. — „Ein Deutscher, der dies ausspricht, besudelt sich selbst“, war meine Antwort. Ich kehrte dem Manne den Rücken und ließ ihn stehen.

Aber selten hat mir ein Wort so wehe gethan. Ich hätte feurige Thränen weinen können. Der Mann sprach sicher die Ansicht sehr vieler Schleswig-Holsteiner aus. Es ist ja nur der praktische Commentar zu der Auffassungsweise der Statthalterschaft. Als ob sie mit Blindheit geschlagen, sehen sie nicht, daß sie grade in dieser Auffassungsweise ihren Untergang erklären, gewissermaßen rechtfertigen. Sie hatten nicht deutsche Vaterlandsliebe genug, um vom Anfang an ihre Sache nur aus dem Gesichtspunkte des deutschen Gesammtvaterlands aus aufzufassen und hofften so von Preußen Schutz, wenn sie Preußen auf Kosten des einigen Deutschland

mächtig machen hülfen; opferten die Sache des deutschen Volks in Frankfurt, weil sie von dem befriedigten Ehrgeize der preußischen Dynastie in Berlin Schutz für sich und ihre Sonderbestrebungen erwarteten.

So halfen sie — die Diplomaten in Schleswig-Holstein — Deutschland mit herabbringen. Und jetzt, wo es großentheils durch ihre Schuld daniederliegt, haben sie den Muth zu sagen: Die Schande Deutschlands möge in uns größer werden!

„Das ist ein Volk von Scheißkerlen!" Mir hat selten ein Stich so wehe im Herzen gethan. Und doch hatte ich keine andere Antwort, als die ich gab, und war dem Elende, das Schleswig-Holstein bevorsteht, einem Schleswig-Holsteiner gegenüber zu keiner andern berechtigt. Wo ist der Stolz geblieben, der mich als Flüchtling in Paris beherrschte, und der mich trieb, den besten Freunden, die ich dort hatte, feindlich gegenüber zu treten und den Handschuh aufzuheben, so oft nur Einer den Zweifel an deutscher Ehre, deutscher Volkswürde auszusprechen wagte?

„Die Rache ist mein!" sagt der Herr; aber ich fürchte, er wird sie in die Hand des so schnöde von seinen Herren und Lenkern misbrauchten, in seiner Biederkeit und Treuherzigkeit so furchtbar geschändeten und verhöhnten deutschen Volks legen: „Und am Tage des Gerichts wird sie furchtbar sein."

Altona, den 5. December.

Schon ein paarmal habe ich in den Zeitungen gelesen, daß Herr von Schleiden in Hannover gegenwärtig von den dortigen Ministern „nur privatim und nicht als Gesandter einer legitimen Regierung" empfangen worden. Herr von Schleiden war Mitglied des Funfzigerausschusses. Er war einer der beißigsten und patzigsten Vertheidiger der — Incompetenz des Ausschusses. Die deutschen Regierungen spielten damals unter dem Tische mit; die Herrn von Schleiden, Jürgens, Stedmann und Andere legten die Karten, die der preußische Gesandte in Frankfurt gemischt hatte. So oft es sich darum handelte, die Rechte des deutschen Volks zu sichern, die Mittel zu schaffen, diese Rechte gegen zukünftige Angriffe schützen zu können, wurde der Funfzigerausschuß von Schleiden, Jürgens, Stedmann und Compagnie für incompetent erklärt. Nur zur Durchführung einer neuen dictatorischen Centralgewalt, durch den Bundestag geschaffen und aus einem preußischen, einem österreichischen und einem kleinstaatlichen Prinzen bestehend — wie sie damals von den preußischen Diplomaten in Frankfurt eingefädelt und von den bekehrten und vor ihrem eigenen Werke zusammenscheuchenden vormärzlichen Liberalen in Demuth angenommen wurde, und wie sie jetzt endlich nach langen Kämpfen wieder von Oesterreich und Preußen angebahnt wird — hielten sich diese Herren com-

petent. Herr von Schleiden aber außerdem noch für competent, so oft von den Rechten der Schleswig-Holsteiner die Rede war; stets aber, wie gesagt, für incompetent, so oft es sich nur von den Rechten des gesammten deutschen Volks handelte.

Es ist eine alte Geschichte. Die heiße Kastanie ist aus dem Feuer gezogen. Die Herren von Schleiden, Jürgens, Stedmann, Bassermann und wie sie Alle heißen, haben sich dabei die Pfoten etwas verbrannt. Die Affen aber essen deswegen die Kastanie mit nicht weniger Behaglichkeit, und lachen die verblüfften Kätzchen aus, die nun ihre verbrannte Pfote lecken können.

Der Herr von Schleiden wird nur noch „privatim" von den deutschen Ministern empfangen. Er liegt in dieser kleinen Thatsache ein Stückchen rächender Nemesis; wie diese sich denn vielleicht nie so handgreiflicher Fracturschrift bedient hat als grade gegenwärtig.

Gagern ist Major in Rendsburg; Haym wird aus Berlin ausgewiesen; Schleiden muß „privatim" antichambriren — und die ganze Gothaner Partei muß sich hinter Herrn von Vincke verkriechen.

Es wird aber noch besser kommen — ehe es wieder gut wird.

Altona, den 6. December.

Les gens d'esprit sont souvent si bêtes, sagt der geistreiche Franzose mitunter.

Herr Francke, der Departementschef der Fi-

nanzen, ist mir von allen schleswig-holsteinischen Staatsmännern stets als der klügste und feinste Kopf erschienen.

In der Sitzung der Landesversammlung vom 3. December kam ein Vorschlag von ihm zur Verhandlung, nach dem zur Deckung der Kosten der Landesversammlung eine eigene und besondere Steuer (ein Fünftel der Einkommensteuer) ausgeschrieben und jährlich eingetrieben werde würde.

Sollte Herr Francke gar nicht begreifen, daß eine solche Ständesteuer ein ganz gutes Mittel ist, die Landesvertreter und die Verfassung bei dem gemeinen Egoismus der Steuerzahlenden misliebig zu machen? Sollte Herr Francke nicht wissen, daß ganz feine, listige, jesuitische Feinde der parlamentarischen Verfassung dies Mittel den Regierungen, die sich ihrer Parlamente entledigen wollen, empfehlen? Sollte der feinste Kopf unter den schleswig-holsteinischen Diplomaten und Staatsmännern so bornirt — sollte er in Staatswissenschaft und Staatskünsten so ganz und gar jungfräulich unerfahren sein, daß er gar nicht ahnt, was er hier vorgeschlagen hat?

Olshausen hat sehr treffend erwidert, daß man mit demselben Rechte, wie eine Ständesteuer, auch eine besondere Statthaltersteuer, Ministersteuer rc. auflegen müsse. — Wie wäre es, Herr Departementsrath der Finanzen, wenn wir in Deutschland eine gesonderte Civillistensteuer einführten?

Ich muß übrigens gestehen, daß mir fast kein drohendes Zeichen der neuesten Zeit so drohend erschienen ist als dieser Vorschlag des schleswig-holsteinischen Finanzministers. Herr Francke spielt hier eine Karte aus, die bei den Kreuzrittern Trumpf ist und die man höchstens seinem Schwager, dem Herrn von Niebuhr in Berlin, zutrauen sollte. Herr Francke ist zu klug, zu fein, um dies nicht zu wissen. Und somit hat er gewiß seine Gründe, grade jetzt im Sinne der anticonstitutionellen, der jeder Volksvertretung feindlichen Partei zu handeln.

Und wie gesagt, das scheint mir ein gefährlicheres und bedrohlicheres Zeichen für Schleswig-Holstein als manches andere, das sich in der letzten Zeit am dunkeln Himmel dieses Landes zeigte. — Wo so ein Mann, wie Francke, an den Rückzug denkt, ist es Zeit sich vorzusehen, wenn man nicht mit unter den Trümmern begraben sein will.

XXIX.

Willisen's Austritt. — Proclamationen. — Die Preußen aus dem Heere abberufen. — Stimmung im Heere. — Schlosser's Achtzehntes Jahrhundert. — Interpellation über Willisen's Austritt aus dem Heere.

Proclamation der Statthalterschaft.

An die Armee! Die Statthalterschaft macht der Armee bekannt, daß in der Person des commandirenden Generals ein Wechsel eingetreten ist. Der Generallieutenant von Willisen hat das Commando niedergelegt, dasselbe ist dem Generalmajor Freiherrn von der Horst übertragen worden. Die Statthalterschaft dankt dem scheidenden General für seine mit großem Muthe und unermüdlicher Thätigkeit dem Heere geleisteten Dienste, und spricht gegen die Armee die Erwartung aus, daß selbe ihre erprobte Tapferkeit, ihre Disciplin, ihre Ausdauer im Ertragen aller Beschwerden des Kriegs auch unter dem neuen Führer bewähren wird. Auf der Armee beruht die Hoffnung des Landes.

Rendsburg, den 7. December 1850.

Die Statthalterschaft.

An die Armee!

Die hohe Statthalterschaft hat mich von dem Oberbefehl der Armee entbunden. Es zeigte sich eine Differenz der Ansichten, die nicht anders zu lösen war als durch meinen Rücktritt. Ich scheide mit der Ueberzeugung, auch bei diesem letzten und schwersten Schritte nur meine Pflicht gethan zu haben. Ein commandirender General kann und darf nur seiner eigenen Ueberzeugung folgen. Der Abschied ist ein schwerer für mich. Nach so großen gemeinsamen Erlebnissen, zumal im Unglück, fühlt man sich festgebunden und reißt sich nur mit Schmerzen los.

Ich danke der Armee für Alles, was sie unter meinen Augen geleistet hat. Wer die Verhältnisse, die erschwerenden Umstände kennt, wer die Schwierigkeiten, besonders den Mangel an Offizieren gesehen, mit dem täglich zu kämpfen war, der muß gestehen, daß die Armee Außerordentliches geleistet hat. Die Schlacht von Idstedt, gegen einen an Zahl und alter Organisation weit überlegenen Feind geliefert, ist die blutigste und bestbestrittene der neuesten Kriegsgeschichte. Der Sturm auf Missunde und Friedrichstadt waren tapfere männliche Thaten. Der neunte Mann der Armee hat die Schlachtfelder mit seinem Blute benetzt. Das Unglück hat uns keinen Augenblick gebeugt, immer standen wir kampfbereit wieder da.

Ich lasse die Armee stärker und besser zurück, als sie je gewesen; sie ist auf das beste gerüstet und große

Fortificationen, welche ihr Werk sind, stehen ihr zur Seite.

Soldaten! Seid Eurem künftigen Führer gehorsam, wie Ihr es mir gewesen, und was auch kommen mag, bewahrt Euch den Ruhm, bis zuletzt ausgeharrt zu haben in strengem Gehorsam, in fester Ordnung. Nächst der Tapferkeit, die Ihr zeigt, wird das Euer größter Ruhm sein.

Gott mit Euch und Eurer gerechten Sache.

Rendsburg, den 8. December 1850.

v. Willisen, Generallieutenant.

Dieser Willisen wird ein schönes Blättchen in der Geschichte des deutschen Volks haben. Er ist der wahre Typus der hohlen Phrase, der Leerheit und Halbheit in jeder Beziehung. Wer entsinnt sich nicht der schönen Redensart nach der Idstedter Schlacht: „Ich werde mit den Letzten aushalten.“ — Nun liegt er da; und ihm geschieht sein Recht, und es ist ein Jammer, daß man ihn nicht längst heimgeschickt hat.

Ob der Mann sich einbildet, daß wir gar kein Gedächtniß haben? Nach der Geschichte von Friedrichstadt ließ er breit und mächtig in den Zeitungen abdrucken, daß von der Tann allein das Unternehmen auf Friedrichstadt geleitet habe, und er, Willisen, somit seine Hände in Unschuld waschen könne. Heute sagt er in seinem hohlen Orakelton: „Ein commandi-

render General kann und darf nur seinen eigenen Ueberzeugungen folgen." —

— „Die Schlacht bei Idstedt ist die bestbestrittene der neuesten Kriegsgeschichte." Wohl, was die Soldaten anlangt; aber was den General Willisen betrifft, ist diese Schlacht das einfältigste Stümperwerk der Neuzeit. Er wird nun ein Buch schreiben*) und uns belehren, daß die Schlacht auch seinerseits ein Meisterstück war.

Wurmstichig und kernfaul ist, was nur mit der preußischen Civil- und Militairbureaukratie zusammenhängt. Ausgesaugte, aufgeblasene, impotente Wortfechter, wie die erbärmlichste Decadenzzeit des Alterthums keine Elendern aufzuweisen hat. Radowitz und Willisen sind die gespreiztesten Exemplare dieser Art. Jeder schleswig-holsteinische Soldat ist mehr werth, hat mehr Stoff in sich, mehr Herz, Muth und Menschenverstand; — es ist ein Jammer, wenn man bedenkt, wie viele tüchtige Burschen von diesen Eunuchen nutzlos in den Tod geschickt worden sind. Ich glaube noch heute nicht an absichtlichen Verrath

*) Ich habe keines von Willisen's Büchern gelesen, kenne nur seinen Proclamationenstil; aber der genügt. „Wer die erschwerenden Umstände kennt, wer die Schwierigkeiten gesehen." — „Wahrt Euch den Ruhm — ausgeharrt zu haben — das wird Euer größter Ruhm sein"; — sind Stilübungen, die sich kein Tertianer zu schulden kommen lassen sollte.

von Seiten Willisen's; aber ich glaube an seine vollkommene Impotenz, an seine Charakterlosigkeit und die aus dieser folgende Schulterträgerei — der Schwäche und der Angst. Wie in Posen hat er auch in Holstein den Verrath nicht gewollt — und doch verrathen, Freund und Feind verrathen und sich selbst mit. Er ist ein warnendes Beispiel, wozu diese Art, dieses Coquettiren mit Liberalismus bei Schleppenträgerei führt. Wenn nur die Menschen an Beispielen Etwas lernen wollten und könnten! Der Boden, aus dem diese Fäulnißpflanzen aufschießen, die Luft, in der sie leben, sind krank und krankheitzeugend; und solange nicht ein Sturm diese letztern gereinigt hat, wird die erschlaffende Atmosphäre noch Manchem das Mark ausdörren helfen.

Unbegreiflich ist mir, warum die Statthalterschaft Willisen erst jetzt entlassen hat. Beseler's Brief ist ja klar genug, und zeigt, daß er Nichts mehr von Willisen hofft. Warum wurde nun monatelang mit seiner Entlassung gewartet? Sie kommt jetzt sehr spät, „zu spät". — Man hofft, wie man sagt, auf Frost, um dann anzugreifen. Der kann nun alle Tage kommen, und dann der Angriff nothwendig werden, ehe von der Horst im Stande war, sich in seine Stellung so recht hineinzudenken und das Heer an ihn zu gewöhnen. Das ist vom Bösen, aber wolle Gott, daß es zum Guten ausschlage.

Altona, den 13. December.

Die Nachrichten aus Rendsburg sind nichts weniger als sehr beruhigend. Die Preußen folgen großentheils dem Rufe, der sie zur Landwehr beordert. Alle Tage kommen funfzig bis hundert Soldaten von Rendsburg mit Abschied hier in Altona an und gehen weiter. Auch nicht wenige Offiziere folgen diesem Rufe, und noch mehr dem schlechten Beispiele, das von der Tann, Aldosser und jetzt Willisen gegeben haben. Die Geschichte wird über sie Alle ein strenges Urtheil fällen, und über von der Tann in dieser Beziehung das strengste, weil ihm von dem schleswig-holsteinischen Volke und von ganz Deutschland in der Liebe und Verehrung, die sie ihm weihten, eine höhere Pflicht aufgelegt wurde, die er, wie sich jetzt zeigt, nicht begriffen, nicht verstanden hat. Das ist ein Testimonium paupertatis, wie so Viele sich deren in unserer Zeit selbst ausstellen. Man kann darauf fechten gehen, und sicher sein, bei Hofe allerlei Orden, Würden und Flitter auf dieses Zeugniß hin ausgetheilt zu erhalten. Ich habe die Liebe Deutschlands zu von der Tann getheilt. Es schmerzt mich sagen zu müssen: „Auch du, Brutus!" —

Doch zurück nach Rendsburg. Jetzt hat auch Oberst Gerhardt seinen Abschied genommen. Kränklichkeit ist die officielle Ursache, Eifersüchtelei soll die wirkliche sein. Ich sage soll, weil ich ja nur nacherzählen kann, was ich anderswo höre. Gerhardt war übrigens vielleicht

der beliebteste Oberoffizier im ganzen schleswig-holsteinischen Heere. Er ist tapfer und hat den Soldatenton vollkommen los. Sein Austritt kann nur sehr nachtheilig wirken.

Dazu kommt, daß, wie es scheint, Viele sich alle Mühe geben, von der Horst als unfähig und unbeliebt darzustellen, seine schwachen Seiten herauszukehren. Er ist sicher einer der tapfersten Degen im Heere; er war es, der den entscheidenden Schlag auf Oberstolk führte, und hätte Willisen nur Etwas von einem General gehabt, so würde durch von der Horst die Schlacht schon Morgens sieben Uhr gewonnen gewesen sein.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Feinde Schleswig-Holsteins und der Revolution sich alle mögliche Mühe geben werden, noch irgend einen Sieg der Schleswig-Holsteiner unmöglich zu machen. Die reactionairen Elemente im Heere müssen mit helfen, dies zu verhindern. Man hört, daß einzelne Offiziere höchst thätig nach dieser Richtung hin wirken. Oberst Gerhardt ist vielleicht, ohne es zu wissen, ein Mittel in ihrer Hand geworden, das Vertrauen zu von der Horst zu schwächen Das Alles ist von der größten Bedeutung, und wenn diese Elemente der Auflösung und Zersetzung sich in irgend einem andern Heere — einem polnischen, französischen, magyarischen — zeigten, so würde ich die nahe Auflösung mit Sicherheit vorhersagen. Aber diese starknervigen Nordfriesen und Holsten sind vielleicht im Stande, selbst dies zu überwinden. Wollen

es wenigstens hoffen. — Wenn man unterdeß doch so aufzählt: von der Tann, Aldosser, Willisen, Gerhardt gehen ab; der fünfte Offizier folgt ihnen; der zehnte Soldat verläßt die Reihen — die Agenten Rußlands, Dänemarks — die Intriguanten der Kreuzzeitungspartei sind in Rendsburg am Werke und finden wahrscheinlich oft nicht schweres Spiel gegen von der Horst; — und dabei die Rath- und Thatlosigkeit der Statthalterschaft! Es ist gar sehr zu fürchten, daß die Schwerkraft, der zähe Widerstand der Holsten dagegen am Ende doch nicht mehr ankommt.

Altona, den 15. December.

Selten hat ein Buch so widerstrebende Gefühle in mir aufgeregt, wie Schlosser's „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts". Ein Volk, das ein solches Geschichtswerk seiner nächsten Vergangenheit besitzt — und das dann sich in der Gegenwart so benimmt, als ob es gar nicht wüßte, was gestern und vorgestern mit ihm vorgegangen! Das ist ein schlechter Trost für die Zukunft. In Schlosser's Werk wird es so klar, so durchsichtig dargestellt, wie das deutsche Volk im vergangenen Jahrhundert mishandelt worden, wie seine Fürsten das schnödeste Spiel mit seinem Schweiß und Blute getrieben haben; wie die Zersplitterung Deutschlands das deutsche Volk seinen Feinden gefesselt überlieferte und es zu seiner Freunde Hohn

und Spott machte; wie seine heiligsten Interessen Nichts galten im Rathe seiner eigenen Regierungen, geschweige denn im Rathe der andern Völkerregierungen — und trotz alledem heute dieselbe Rath- und Thatlosigkeit, derselbe Unsinn, dieselbe Misachtung des deutschen Volks von Seiten seiner eigenen Regierungen, derselbe Hohn von Seiten seiner Feinde. Es ist, als ob ein Arzt zu einem Kranken träte, und ihm sagte: „Du bist nur krank, weil du ein verkehrtes, dummes und schlechtes Regime befolgst; du wirst zu Grunde gehen, wenn du nicht zu natürlicher, gesunder und auch schmackhafterer Kost zurückkehrst." Und siehe, der Kranke läßt sich vor wie nach die schmale Wassersuppe und die faulen Reste, die von dem Tische seiner Haushofmeister abfallen, ganz ruhig auftischen, und wird dabei alle Tage matter und elender. Ist's nicht um die Geduld zu verlieren?

Wozu da noch schreiben, wenn Schlosser den Unsinn schon so klar und schlagend dargestellt hat? Heißt es nicht seine gute Zeit verlieren; Eulen nach Athen tragen; seine Lampe anzünden, wo schon diese helle Fackel der Wahrheit brennt, leuchtet und doch nicht erleuchtet? An Licht fehlt es nicht — vielleicht an der Sehkraft? Und wozu dann neues Licht hinzutragen?

Das ist der häßliche Gedanke, der mich oft bei dem wunderbaren Buche Schlosser's überschlich; den ich freilich stets wieder niederrang und der mich wol auch nicht hindern wird, vor wie nach meine Pflicht zu thun,

meiner Natur zu gehorchen — zu leuchten, soviel mir eben von dem Feuer Gottes innewohnt.

Wenn aber dieser trübe Gedanke mich bei Schlosser's Buch sehr oft überschlich, so wurde mir dasselbe nach einer andern Seite hin die schönste und wohlthätigste Seelenlabung. Schlosser's „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" ist das großartigste Geschichtswerk, das ich kenne. Nie ist mir ein Buch vorgekommen, das so die Masse des Stoffs in der Geschichte der Völker umfaßt, beherrscht, ordnet und wiederbelebt. Da fehlt kein Stein an dem großen Gebäude, und jeder ist an seinem Orte, sodaß der ganze unendliche und labyrinthische Bau der Geschichte mit allen seinen großen und kleinen Kuppeln, Thürmen, Säulen, Capitälern, Hallen und Erkern vor uns steht und wir in den Irgängen stets uns an dem Faden, den uns der Meister in die Hand gibt, wieder herausfinden. Das ist Alles so hell, so klar, so einfach und doch wieder so großartig dargestellt, daß man sich selbst freilich wie ein elender Stümper erscheint; aber daß man dennoch das Werk mit einem erhöhten Gefühle des Selbstvertrauens und des Stolzes aus der Hand legt. So was kann ein Mensch, ein Deutscher!

Ja, ich habe in Schlosser's Buche das stolze Gefühl wiedergefunden, das mich im Auslande meist beherrschte, wenn ich an Deutschland dachte, und das ich, seit ich wieder in Deutschland lebe, zu verlieren sehr oft in Gefahr stand. Die Professorengelehrsamkeit,

die stockgelehrte Charakterlosigkeit, die freche Feigheit unserer witzsüchtigen Publicistik, die hinkende Nachahmung französischer Romane, französischer Tendenzpossen, französischer Weiberemancipationsgelüste, französischen socialistischen Unsinns; die Eunuchenpolitik unserer Regierungen, der Bedientenstolz der Lakaien des Zars — das Alles drückte mich herab, wo ich ihm begegnete. Und wo begegnet man ihm nicht? — Ich sah vor Bäumen den Wald nicht mehr. In dem Gestrüppe, in das wir hineingerathen sind, zerreißen Einem die Dornen mit jeder Bewegung, die man macht, die Haut. Es ist schwer, da nicht zu vergessen, daß der Wald doch ein Urwald ist, groß und mächtig.

Schlosser's wunderbares Buch hat mir das stolze Bewußtsein wiedergegeben, daß dennoch die Eichen dieses Waldes die meisten andern überragen. Schlosser's Geschichtswerk hat seines Gleichen nicht in Frankreich und England, ja ich kenne Nichts, was sich ihm zur Seite stellen kann. Es ist so klar als groß, so einfach als allumfassend. Ein Volk, das auch nur Einen solchen Baumeister aufzuweisen hat, muß stolz darauf sein, denn er ist eben doch ein Ausfluß des Volksgeistes. Ich habe bei Schlosser's Werk oft an einen gothischen Dom denken müssen, mitunter an Shakspeare. Wer die Größe fühlt, in der Schlosser als Geschichtschreiber dasteht, wird die Seelenverwandtschaft begreifen, die zwischen dem Geschichtswerke Schlosser's, dem Dom zu Köln und den Werken Shakspeare's stattfindet. Die

Andern mögen ruhig ob der wunderlichen Zusammenstellung lächeln.

Ein Volk, das solch ein Werk schafft, kann sich trösten, wenn auch um den Dom herum sich noch so elende, erbärmliche Krambuden breit machen und die Aussicht auf das Hauptwerk verhindern. Ich freue mich dieses Gedankens, es drängt mich, ihn auszusprechen.

Wenn ich oft so um mich herum sah, und meist nur Erscheinungen erblickte, die mein Mitleiden oder meinen Ekel erweckten; dann überschlich mich ein Gefühl, als ob die Ursache dieser Eindrücke eher in mir als in Denen, die ich beobachtete, liegen möchte. So oft mir dann ein Mann oder ein Buch entgegentreten, die einen andern Eindruck machen, schlägt mir das Herz freudiger; Schlosser hat mir in dieser Beziehung wohler gethan als Einer. — Wohl dem Volke, das solche Geister schafft, Heil den Männern, die so der Stolz ihres Volks werden.

Altona, den 21. December.

Die letzten Verhandlungen der Landesversammlung haben einiges Licht über den Austritt Willisen's aus der Armee verbreitet. Auf eine Anfrage Lafaurie's hat vorgestern der Kriegsminister geantwortet, daß Willisen den Oberbefehl niedergelegt habe, „weil

er das Vertrauen zu sich und zur Armee verloren habe." Der Zusatz „und zur Armee" mußte natürlich einen schlimmen Eindruck machen; den glaubte der Herr Kriegsminister gestern wieder verwischen zu müssen und deswegen kam er mit einem vollkommen Gothanischen Druckfehler und verbesserte seine Phrase: „weil Willisen das Vertrauen zu sich und deshalb zur Armee" verloren habe.

So fein, so scharf sind diese Haarspalter. Nun ist Alles wieder in Ordnung und das Heer steht in ungeschwächtem Vertrauen zu sich selbst da, indem sein ehemaliger Befehlshaber das Vertrauen zu demselben nur verloren hat, weil er kein Vertrauen mehr zu sich selbst hatte.

Nur Eines geht klar aus den Worten des Kriegsministers hervor, und zwar, daß nicht die Statthalterschaft den General fortgeschickt, sondern daß der General seinen Abschied genommen, — daß nicht Beseler und Reventlou Herrn Willisen, sondern Dieser Jenen den Stuhl vor die Thür gesetzt hat. Die Rath- und Thatlosigkeit ist allein daran schuld; und die Folgen für das Vertrauen des Heeres in seinen neuen Befehlshaber liegen auf der Hand. Hätte man Willisen unmittelbar nach der friedrichstädter Geschichte entlassen, und von der Horst gleich damals zum Oberbefehlshaber ernannt, so würde hierdurch vorerst Zeit gewonnen worden sein, wogegen die Statthalterschaft offenbar den Glauben hegt, daß sie mit

Nichtsthun Zeit gewinnen könne. In der freiwilligen Entlassung Willisen's würde auch eine Freiheit der Wahl für den neuen Befehlshaber gelegen haben, und diese freie Wahl ein offener Act des Vertrauens zu von der Horst gewesen sein. Gegenwärtig erscheint seine Wahl in einem ganz andern Lichte, denn durch den freiwilligen Austritt Willisen's wird die Wahl des Generals von der Horst zu einem unfreiwiligen, gezwungenen Act der Statthalterschaft. Man nimmt von der Horst — in Ermangelung eines Bessern. Der gemeine Mann fühlt so Etwas heraus, und in diesem Gefühle liegt dann naturgemäß der Keim des Mistrauens.

Was nun Willisen selbst anlangt, so erscheint er durch seinen Austritt in diesem Augenblicke, wo der nächste Frost den Kampf mit den Dänen erneuern muß, wo die deutschen Mächte mit Execution drohen, in dem allerzweideutigsten Lichte. Ja, nicht einmal zweideutig ist das Licht nach einer gewissen Seite hin. Die schöne Phrase: „Ich werde mit den Letzten ausdauern" ist nun offenbar eine hohle Phrase. Wenn der Mann das Vertrauen zu sich als Befehlshaber verloren hat, so soll er sich als Soldat bewähren, zurücktreten, einem Andern Platz machen, und, wie er seine Soldatenehre verpfändet hat, „mit dem Letzten ausharren", wenn nicht an der Spitze des Heeres, dann an der Spitze einer

Brigade, eines Bataillons. So hält man ein Soldatenwort, wenn man es in feierlicher Stunde eingesetzt hat; und nicht indem man im Augenblicke der Gefahr und Entscheidung seinen Bündel schnürt, die Staatspapiere einpackt und das Blut und den Schweiß eines Volks, das man ins Unglück rennen half, in Ruhe auf seine Güter verzehren geht. Die Geschichte wird dafür nur Ein Urtheil haben: Phrasenhelden.

Sie wird vielleicht noch strenger sein, und von absichtlichem Verrath sprechen. Ich glaube noch heute nicht an diese Ansicht; denn noch heute, wie zu Anfang des Kampfes, glaube ich nicht an psychologische Monstruositäten, nicht an diese Hingebung, an diese kalte, berechnete Aufopferung der eigenen Ehre, des guten Namens, an diesen Meuchelmord eines ihm anvertrauten Volks und Heeres. Aber wo mir heute Einer begegnet, der diesen Verrath behauptet, da fehlen mir die Gründe, das Gegentheil zu beweisen; denn sie liegen nur in meiner individuellen Ueberzeugung, nur in dem Gefühle, das sich sträubt, die Menschen für schlecht zu halten, solange ihr Benehmen sich noch als Schwäche und Mattherzigkeit erklären läßt.

XXX.

Die „Deutsche Reform" — und die Entwaffnung des schleswig-holsteinischen Heeres. — Ein Christfest. — Ein halbes Jahrhundert. — Der Anfang des Endes.

Altona, den 23. December.

So recht. Das nenne ich klaren Wein einschenken. Man mag in einem Lager stehen, in welchem man will, die Keckheit, die Entschlossenheit zwingen uns eine gewisse Anerkennung ab. Und man kann dieselbe den officiellen Führern der deutschen Politik heute nicht ganz versagen. Nur schade, daß sie gestern — daß sie 1848 und 1849, im Augenblicke der Gefahr, diese Keckheit nicht gezeigt, sondern im Gegentheile ihre Fahne ruhig eingesteckt und andere Farben, schwarz, roth, gold aufgesteckt haben. Muth in der Gefahr nur verdient diesen Namen, Muth nach der Gefahr, ohne Gefahr, heißt anders — Frechheit; und wie sich dies gestern bewährt hat, so wird es sich auch morgen bewähren, wenn wieder einmal Gefahr die Frechheit zum Schweigen bringen wird.

Heute aber heißt es in dem Organe des Herrn von Manteuffel, der „Deutschen Reform": „Der Deutsche Bund ist wieder Herr geworden über die revolutionairen Katastrophen in seinem Innern und Herr worden über die Zwietracht, welche in Folge jener zwischen seinen mächtigsten Regierungen ausgebrochen war." — Und deswegen: „Beugt euch oder wir zertreten euch!" Das ist deutsch und klar. Dank für diese offene Sprache, sie wird die Zukunft von trüben Wolken reinigen und dem Volke Deutschlands helfen, dereinst zu festen Entschlüssen zu kommen.

Dem Volke Deutschlands? „Es gibt kein Volk, es kann kein Volk geben." — Oeffnet die Ohren und hört!

„Der Deutsche Bund ist es seiner wiedergewonnenen Stellung schuldig, diese theilweise Auflösung des holsteinischen Heeres zu verlangen. Es gibt nur zwei Paciscenten, wenn der Deutsche Bund die Frage in seine Entscheidung nimmt*): Dänemark und der Deutsche Bund. Einen dritten gibt es nicht. Einen dritten kann es nicht geben."

Wir freuen uns dieser doppelten Verneinung, denn nach der Sprachlehre wird ja eine doppelte Verneinung zu einer Bejahung. „Einen dritten gibt es nicht"; das konnte genügen; aber das böse Gewissen

*) „Eine Frage — in seine Entscheidung nehmen", so schön deutsch schreiben unsere deutschen Kosacken.

ruft zum Weitern aus: „Einen dritten kann's nicht geben." Und wer mag dieser dritte wol sein, den man mit doppelter Verneinung wider Willen bejaht? Ach, es ist nur das deutsche Volk in Schleswig-Holstein. Es gibt kein solches, es kann keines geben. Und doch — bewegt sich die Erde um die Sonne.

„Ob es den Holsteinern mehr oder weniger gefalle, die Erhaltung der Armee in ihrer zeitherigen Stärke wird zwecklos sein — müssen", fährt der Lohnscribent des Herrn von Manteuffel fort. Abermals eine doppelte Verneinung. Der Gott, der die deutsche Sprache geschaffen, führt sie überall aufs Eis. Dies „müssen" ist wiederum das böse Gewissen. Klar und einfach würde es heißen, und genügen, wenn sie sagten: „Die Erhaltung der Armee in ihrer zeitherigen Stärke wird zwecklos sein." Sie wird: „zwecklos sein — müssen" beweist sprachlogisch, daß sie nicht zwecklos ist, sondern sein muß, weil es so in das System, das Rußland uns dictirt, hineinpaßt.

„Ob es den Holsteinern mehr oder weniger gefalle?" was liegt daran? „Ob es dem deutschen Volke mehr oder weniger zusage?" Wer fragt danach? Es gibt kein Drittes, es kann kein Drittes, kein deutsches Volk geben. Dank, noch einmal sei's gesagt, für diese klare, allverständliche Sprache. Es gibt kein Drittes. — Es wäre nur zum Lachen, wenn in diesem Worte nicht der Untergang eines ganzen jetzt noch so mächtigen Theiles des deutschen Volks, mit Lapidar-

schrift in die Zukunft der deutschen Geschichte eingeschrieben stände.

Nachdem so das Volk in Holstein zur Ruhe verwiesen, kommt die Statthalterschaft an die Reihe. Sie wird mit offenbarem Hohne behandelt — und hat's nicht besser verdient. „Wird sie ein Mistrauen in die Absichten des Deutschen Bundes (!) durch das Erhalten einer Armee äußern wollen?" sagt der Handlanger des Herrn von Manteuffel. Kann man einen klarern Hohn aussprechen? Wie sollte die Statthalterschaft auch zu Mistrauen — gegen die deutsche Diplomatie kommen? Hat sie nicht stets mehr auf diese gebaut als auf sich selbst, als auf das schleswig-holsteinische Heer, das Volk in Holstein und ganz Deutschland? Der Diplomatie zu Liebe hat die Statthalterschaft die links über Gotha hinausliegenden Elemente des deutschen Volks stets ferne zu halten gewußt. Sie hat Mistrauen gegen Niemanden gezeigt, weder gegen den unfreien Herzog, noch gegen Herrn von Radowitz, noch gegen Fürst Schwarzenberg, noch gegen Herrn von Manteuffel — nur gegen ihre Mutter, die Revolution und alle Söhne dieser, mit Ausnahme Gagern's und seiner Anhänger von Gotha.

Und deswegen haben die Schreiber der deutschen und preußischen Diplomatie der Statthalterschaft gegenüber vollkommen Recht, wenn sie in ihrer guten Laune, in ihrem stolzen Hohne sagen: „Man wendet ein, es dürfte die Statthalterschaft es darauf ankommen

lassen, sich mit Gewalt zwingen zu lassen, weil sie glaube, man würde die etwaige Entwaffnung der öffentlichen Meinung gegenüber und aus Rücksicht auf revolutionaire Eventualitäten nicht wagen." — Es war nur ein „constitutioneller" Ausputz, in dem von Revolution gesprochen wurde, wenn man in Holstein executiren würde. Die conservative Statthalterschaft würde — das revolutionaire Bündniß kaum ergreifen wollen.

Die hohen Herren in Berlin, Wien und Dresden kennen ihre Leute, wissen, daß die Statthalterschaft — in sich selbst am allerwenigsten Vertrauen setzt und daher rathen sie ihr, Vertrauen zu dem Bunde zu fassen. Nach der Art, wie die Statthalterschaft stets gehandelt hat, läßt sich gegen diese Logik kein Wörtchen einwenden. Wir sind vollkommen einverstanden: „Die Nothwendigkeit wird von den Wenigsten verstanden, obschon sie die leichteste Politik ist. Alle werden im Banne der Nothwendigkeit, die in Dresden und überall die Geister beherrschen und beflügeln (d. h. ihnen die Flügel zu stutzen suchen) wird, es sich eine Zeitlang wohl sein lassen. Wir hoffen (!) daher nicht, daß man in Holstein einen ungerechten und unbegründeten Widerstand gegen die Uebermacht der Nothwendigkeit versuchen wird."

So wird's geschehen. Eine Zeitlang — wird man sich's wohl sein lassen. Wohl — oder wehe, es wird eine Zeitlang dauern; aber wie lange die

Zeit dauern wird, das wissen nur die Götter; und wäre sie noch so kurz, sie wird dem deutschen Volke lang genug, bald zu lang vorkommen. Die „Nothwendigkeit", die „Uebermacht der Nothwendigkeit" — et après nous le déluge!

So denken sie. —

Köln, den 26. December.

Familienverhältnisse haben mich nach Köln gerufen. Ich wollte überdies das Christfest mit meinem Schwager und seinem Sohne im Andenken an meine selige Schwester zubringen. Derselbe Christbaum, den uns im vorigen Jahre die Hingegangene geschmückt hatte, war heute für uns ein Baum, der aus ihrem Grabe heraus uns ihren Verlust ins Herz zurückrief. Es thut oft der Schmerz wohler als die Freude. Und wenn das deutsche Volk auch nur eine Ahnung von seiner innern Erniedrigung hätte, würde es kein Fest mehr feiern, bis das dereinstige Fest der Auferstehung gekommen.

Köln, den 2. Januar 1851.

Das halbe Jahrhundert liegt hinter uns; die zweite Hälfte beginnt. Sie wird des deutschen Volkes Auf-

erstehung sehen. Es mag lang werden, aber kommen wird's. Der Anfang ist gut; offener Kampf, offener Krieg gegen das „Dritte“, gegen die Völker. Wunderbare Verblendung — der von Gott Verurtheilten.

Die Zeitungen bringen die Nachricht, daß die österreichischen Executionstruppen sich in Bewegung gegen Schleswig-Holstein setzen. Preußen läßt's zu. Die Komödie ist zu Ende, das Drama beginnt.

Es war meine Absicht, nach Holstein zurückzukehren; das Volk, die festen, ruhigen Menschen behagen mir besser im Norden. Sie haben das Pfaffenthum längst abgeschüttelt und sind schon daher klarer, bewußter, ernster; doch wozu hingehen, um die Kroatenwirthschaft mit anzusehen?

Die Statthalterschaft wird und muß, in der Lage, in die sie sich gesetzt hat, nachgeben. Sie wird „kein Mistrauen in den Bund setzen“; denn sie hat von Mistrauen in sich selbst, in ihr Heer, in ihr und Deutschlands Volk, in ihre und unsere gute Sache gelebt — und wird darin untergehen.

Das ganze schleswig-holsteinische Heer ist stets in dem Glauben erhalten worden, daß es selbst den Dänen gegenüber nicht auf eigenen Füßen stehen könne. Die Mehrzahl aller fremden Offiziere haben keine Ader von dem Blute, das zu dem Werke gehörte, das Holstein dem Bunde gegenüber sich aufbürden

würde*). Die meisten deutschen Offiziere liegen in ihrer politischen Anschauung rechts von Gagern und den

*) Der „Wanderer" sagt, daß man in Rendsburg einen Kriegsrath gehalten, dem folgende drei Fragen vorgelegt worden: „1) Ob ein Angriff gegen die Dänen, 2) ob ein Widerstand gegen die Executionstruppen möglich, 3) welches die Stimmung der Armee sei. Die Erwiderung des Kriegsrathes war folgende: 1) Eine Offensive gegen die Dänen sei bei den augenblicklichen Witterungsverhältnissen unausführbar; 2) es sei zwar, da die Stärke unserer Armee 40,000 Mann betrage, möglich, mit Zurücklassung eines Theiles der Armee in der Festung Rendsburg, die Hauptstärke derselben nach Holstein zu ziehen, bei Oldesloe eine feste Stellung einzunehmen, hier dem Andrange einer Uebermacht zu widerstehen und vielleicht selbst in eine active Defensive überzugehen; aber 3) die politische Stimmung der Mehrzahl der Offiziere sei der Art, daß sie zu einem Kampfe wider Deutsche Bundestruppen nicht die Hand bieten würden. Das war das Resultat des Kriegsrathes; das Protokoll bei diesen Verhandlungen hat Heinrich von Gagern geführt. Beseler reiste nach Kiel zurück; das Ergebniß, welches er mit sich führte, brachte den Zwiespalt zwischen ihm und dem andern Statthalter, dem Grafen Reventlou, zum entschiedenen Ausbruche." Heinrich von Gagern muß das Protokoll dieses Kriegsrathes führen. Die Rache des Geschicks ist sehr hart. Aber es ist nur zu klar, daß das Offiziercorps mit Erlaubniß Preußens so organisirt war, daß Schleswig-Holstein einem deutschen Executionscorps gegenüber ohnmächtig war. Es ist vielleicht besser so für die Zukunft Deutschlands und seine Gesammtbefreiung. Doch ändert das Nichts an dem Benehmen der Führer in Schleswig-Holstein.

Gothanern. Nur ein Restchen neigt mehr nach links hin. Die nichtschleswig-holsteinischen Offiziere wurden überdies großentheils nur auf Ehrenwort, daß sie nie gegen deutsche Executionstruppen kämpfen würden, aus ihrem Dienste entlassen. Die deutschen Camarillas wußten, worauf in Holstein Alles hinauslaufen würde, — die Statthalterschaft schloß die Augen — und hatte Vertrauen.

Der Herzog von Augustenburg soll anderswo schadlos gehalten werden, Land und Leute gegen Land und Leute austauschen und noch eine Geldentschädigung erhalten. — Herr Beseler thut uns leid — Graf Reventlou aber kann nun bei seinem Herrn Vetter, General von Radowitz, in Berlin nach — ungethaner Arbeit ausruhen. Herr Francke wird vielleicht bald Finanzpräsident oder Minister in irgend einem deutschen Ländchen, wenn nicht in Holstein selbst sein. Herr von Schleiden, von Harbou ꝛc. haben ihre Diplomatenschule gemacht, und werden wol auch ihre Bahn finden. Die Klugen werden sagen: „Seht ihr, die Ungarn wurden gehängt, die Badenser füsilirt, die Hessen «gedrangsalt» — und die Schleswig-Holsteiner sind mit heiler Haut davon gekommen." — Die Geschichte, die nicht klug, sondern strenge gerecht ist, wird sagen: „Berufen zu Großem, auserwählt zu Kleinem — Ruhe und Vergessen ihrem Andenken!"

Aber die Geschichte wird auch hinzusetzen, daß das

Volk in Schleswig-Holstein sich unverwischlichen Ruhm erworben, indem es durch Hingebung und Aufopferung, Ruhe und Kraft, Muth und Ausdauer der Welt ein Beispiel gegeben hat, das nur um so höher glänzen wird, als die Zukunft die kleinen Fäden des Verraths und die großen Fäden der Dummheit, gegen die es überall in seinen falschen Freunden und kopflosen Führern anzukämpfen hatte, erkennen wird. Der blutige und doch so spiegelreine Lorbeer, den das Volk hier errungen hat, ist eine Bürgschaft für eine schönere Zukunft. Die Lehren, die seine Geschichte den Völkern gibt, werden, sobald sie einmal überall verstanden sind, diesen Lorbeer in einen Oelzweig der Freiheit umwandeln. Das deutsche Volk aber wird begreifen lernen, was es als Ganzes noch zu leisten im Stande ist, wenn es ihm klar geworden, was dieser eine deutsche Stamm, trotz Verrath und Unsinn, geleistet hat.

Das ist unser Trost in diesen trüben Tagen — der letzten Prüfung für das deutsche Volk.

Schlußwort.

Die Thatsachen in Schleswig-Holstein sprechen so laut und sind so einfach, daß wir es kaum für nöthig halten, ein Wort der Erklärung hinzuzufügen.

Der Deutsche Bund schließt Friede — und am Tage nach dem Friedensschlusse zeigt sich, daß Deutschlands Feinde in diesen Frieden den vergifteten Keim eines neuen Bruderkrieges gelegt hatten — eines Bruderkrieges, der, wenn er ausbräche, durch Rußlands Einfluß herbeigeleitet, durch deutsche Kronen veranlaßt, durch deutsche Heere in Deutschlands Gauen, auf Deutschlands Kosten, nur zum Heil und Besten der Feinde Deutschlands gekämpft werden würde.

Die Friedensschließer sprechen von den Rechten Deutschlands in Schleswig-Holstein, und am Tage, nachdem der Friede geschlossen, überliefern sie das Kronenwerk, und mit ihm Rendsburg, Deutschlands einzige Gränzfeste im Norden, dem Feinde!

Die Friedensschließer sprechen auch von den Rechten des Landes, den Rechten Schleswig-Holsteins — und übergeben dann Land und Leute fremden, feindlichen Proconsuln!

Die Friedensschließer sagen zu, daß das Land keine Executionstruppen erhalten solle, und am Tage, nachdem der Vertrag geschlossen, rücken — keine Executionstruppen, sondern Occupationstruppen in Holstein ein!

Diese Truppen, diese deutschen Occupationssoldaten, sprechen nur polnisch, ungarisch, italienisch — wunderbare Vergeltung! Als die Polen, Ungarn, Italiener aufgestanden waren, um die Ketten, die Deutsche ihnen anlegten, zu brechen, da waren es die Gothaner, die Schleswig-Holsteiner, die Beseler, Droysen, Gagern, Duncker und Andere, die uns mit Hohn antworteten, wenn wir die Freiheit, die wir für Deutschland forderten, auch Polen, Ungarn, Italien gestattet wissen wollten. Der Hohn gegen uns ist auf Die, die ihn einst zu denken wagten, mit blutiger und kalter Vergeltung, wie ein Fluch Gottes, zurückgeschlagen!

Als Schleswig-Holstein aufstand und seine und Deutschlands Rechte mit dem Schwerte vertheidigen wollte, da boten von allen Seiten die Kämpfer der Freiheit sich an. Polen, Ungarn, Italiener wollten ihr Blut für Schleswig-Holstein, für Deutschland einsetzen. Die Statthalterschaft wagte nicht, ihnen zu

erlauben, in Holstein für Holstein und Deutschland ihr Leben zu opfern. Die deutsche Diplomatie hatte das verboten, oder hatte es nicht einmal ausdrücklich verboten, aber hätte es doch sicher übel aufnehmen können. Und siehe — heute steht die deutsche Diplomatie an der Spitze eines Heeres von Polen, Ungarn, Italienern in Holstein und bringt dem Lande die Ruhe, die in Polen, Ungarn, Italien herrscht!

„Badische Zustände!" — Nun, seid ihr jetzt zufrieden, ihr Klügler? Jetzt habt ihr sie, die „badischen Zustände", wie wir vorhersagten, daß sie euch werden würden!

Dies harte Wort, das wir trüben Herzens aussprechen, trifft wahrlich nicht das Volk in Schleswig-Holstein. Die Angeln, Nordfriesen, Dithmarschen, Holsten sind unter den biedern deutschen Volksstämmen die biedersten. Gut, treu, arbeitsam, tapfer, hingebend, aufopfernd — darf dies Volk selbst sich ruhig jedem andern an die Seite stellen — wir stellen es den andern nicht an die Seite, sondern hoch über sie. Die Schleswig-Holsteiner haben in diesem Kampfe alle die Tugenden bewährt, die einst ihre Väter auszeichneten. Sie haben willig das Letzte geopfert, Haus und Hof, Hab und Gut, Frau und Kind. Von Leib und Leben gar nicht zu sprechen, denn das ist am Ende der geringere Theil, den Tod der Schlachten zu suchen — der schönere Lohn, ihn zu finden.

Das Volk in Schleswig-Holstein hat seine ganze

Pflicht gethan, und es hat sie in einer Weise gethan, daß Deutschlands Volk im Großen und Ganzen daran Trost und Hoffnung für die Zukunft finden kann. Ganz Europa stand gegen dies kleine Ländchen; Rußland, Frankreich, England verlangten seine Unterjochung; die deutschen Großmächte wurden bald die Gehülfen des Auslandes. Und diese paar hunderttausend Seelen hielten aus gegen alle Welt. Die Schlacht bei Idstedt wurde verloren, aber wer da weiß, wie sie verloren wurde, wer weiß, daß am Ende ein paar Bataillone das Feld gegen ebenso viele Brigaden behaupteten, und in unendlicher Ueberzahl auf dem Platze blieben, der wird aus dieser Schlacht Hoffnung und Vertrauen in den Muth und die Kraft des deutschen Volks davontragen. Komme der Tag, wo diese Kraft und dieser Muth, von Einsicht geführt, mit Einheit einem festen Ziele zustrebt — und die Welt wird die Rechte des deutschen Volks für immer ruhig anerkennen, trotz des Zars und aller seiner Verbündeten.

Auch das deutsche Volk, im Ganzen und Großen, hat seine Pflicht gethan. Wir klagen es an, daß es nicht andere, besser zum Ziele führende Wege gesucht und gefunden hat. Aber daran ist die Statthalterschaft wenigstens ebenso viel schuld als das deutsche Volk. Sie gab den Ton an, und dieser Ton war gedämpft, gedrückt, angstvoll und ohne Selbstvertrauen. Doch wozu davon noch reden?

Der Gegensatz zwischen Volk und Regierung ist nie schlagender hervorgetreten als in Schleswig-Holstein und durch Schleswig-Holstein in ganz Deutschland. Die Zukunft muß lehren, ob dieser Gegensatz je wieder versöhnt, wieder aufgelöst werden kann. Aber wird er nicht aufgelöst — so liegt in diesem einen Umstande entweder der Untergang, die Knechtung, Zernichtung, Eroberung Deutschlands — die Vertilgung des deutschen Volks, oder auch die radicale Umgestaltung der Regierung und Regierungen Deutschlands.

Das ist die Frage der nächsten Zukunft — für uns keine Frage, denn wir kennen die zähe Lebenskraft des deutschen Volks, und sind somit überzeugt, daß, wenn es nicht gelingt, Regierungen und Volk wieder in Einklang zu bringen, nicht das Volk, sondern die Regierungen am Ende aus Fugen und Angeln gehen werden.

In Schleswig-Holstein erlangte dieser Widerspruch seine letzte Reife, wie überhaupt in der Entscheidung, die über Schleswig-Holstein gekommen ist, das Ende und der Anfang eines großen, geschichtlichen Zeitabschnittes für Deutschland liegt. Mit dem Tage der Märzrevolution trat die Sonne Gagern's an den Horizont des deutschen Lebens — in Rendsburg ging sie in trüben und schweren Wolken, ohne Glanz und Abendroth — unter. — „Gagern" aber war eine Fahne, ein Symbol, ein Princip. Und in diesem

Sinne heißt „Gagern“: „Vertrauen in Andere, in die Herrschaft und die Herrscher, in die Politik und Diplomatie; — Angst vor dem Volke und Hinneigung zur Aristokratie; — halbes Wollen, weil halbes Vertrauen in sich selbst.“ — Die Periode der deutschen Bewegung, deren Typ Gagern war, und die in Beseler einen zweiten Gagern erhalten hatte — ist in Schleswig-Holstein zu Grabe gegangen. Eine andere hat dort begonnen. Sie liegt schon angedeutet in dem offenen Gegensatze, der in Bezug auf Schleswig-Holstein so klar zwischen Volk und Regierung hervorgetreten ist, und der zum Untergange Deutschlands — oder zum Siege, zur Herrschaft, zur Selbstregierung des deutschen Volks führen wird.

Wir kennen das Ende, denn es steht klar und deutlich in der Geschichte anderer Völker eingeschrieben; und deswegen sehen wir mit Ruhe und Selbstvertrauen der Zukunft entgegen. Es schreckt uns nicht, daß Preußen und Oesterreich in Deutschland ihre Sonderinteressen verfolgen; wir hoffen, daß sie zum Bruderkriege weder das Bedürfniß fühlen noch die Entschlossenheit haben, endlich aber auch die Mittel dazu bald nicht mehr finden werden. Der Hader wird lange genug dauern, um unterdeß den Krieg mit deutschem Gelde und deutschen Blute gegen Deutschlands Heil und Wohl unmöglich zu machen. Denn es wird die Zeit kommen, wo das deutsche Volk wie-

der aus seiner Thatlosigkeit aufwachen und dann die Erfahrungen der letzten Jahre zu Nutzen ziehen wird.

Das Ende deines Elends, du mein Volk, ist nahe, denn das Maß deines Unheils ist voll. Die neue Zeit beginnt, denn die alte hat in Schleswig-Holstein ihren Abschluß gefunden. Der Sieg dieser neuen Zeit wird Opfer genug fordern. — Wohl Denen, die durch ihren Untergang des Vaterlandes Heil und Glück, der Völker wahren Frieden und reine Freiheit begründen zu helfen berufen werden!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Erster Theil.

S. 5 Z. 5 v. u. statt in lies und
= 8 = 17 v. o. statt Herr von Considérant lies Herr Victor Considérant
= 19 = 5 v. o. statt thut l. that
= 55 = 3 v. o. = echt l. oft
= 128 = 8 v. u. = wieder l. weiter
= 134 = 16 v. o. = mochten l. wagten
= 140 = 4 v. o. = Positur l. Position
= 142 = 4 v. u. = dreiundzwanzigste l. dritte
= 142 = 5 v. u. = vierundzwanzigste l. zweite
= 152 = 7 v. o. = noch sagen l. nachsagen
= 166 = 13 v. o. = blutigen l. blutenden
= 171 = 1 v. o. = je l. ja
= 187 = 16 v. o. = große l. gewisse
= 245 = 8 v. u. = nicht l. oft
= 254 = 13 v. o. = verwittert l. verwildert

Zweiter Theil.

S. 23 Z. 2 v. o. statt können lies kämen
= 37 = 9 v. o. = nun l. uns
= 65 = 16 v. o. = von l. vor
= 72 = 9 v. u. = davon l. daran
= 73 = 11 v. u. = fanden l. finden
= 76 = 4 v. o. = sehnender l. sühnender
= 77 = 4 v. o. = menschheit'gen l. Menschheit 'gen
= 93 = 1 v. u. = rufen l. schaffen
= 100 = 3 v. o. = war l. wer
= 103 = 11 v. o. = im l. am
= 113 = 6 v. o. = noch thun l. noch oft thun
= 160 = 9 v. u. = noch l. nach.

Bemerkungen. Theil 1 S. 24—31 sind in dem Auszuge aus den stenographischen Berichten durch ein Versehen alle jene störenden und ungezogenen Zwischenrufe, wie sie in Frankfurt Mode waren, stehen geblieben. — Die Entfernung des Verfassers vom Druckorte muß für Dies wie für Anderes als Entschuldigung dienen.

S. 122 und 138 sind die dänischen Brigaden mit arabischen Zahlen und ▬ bezeichnet, die schleswig-holsteinischen mit lateinischen Zahlen und ▭ angegeben.